

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreise: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Felix Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adelsstraße 16
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gespaltene Millimeterzeile 1,80 Mk.
Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Kürzere Arbeitszeit unerlässlich

Arbeitszeit und Lohnhöhe sind der Maßstab der Unternehmerrückständigkeit.

F. K. In der gesamten industriellen Welt wird um die weitere Verkürzung der Arbeitszeit heiß gestritten. Es ist dies ein Ringen um die Erfüllung zweier großer Notwendigkeiten: Durch die kürzere Arbeitszeit erhält das werteschaffende Volk mehr Freizeit, mehr Leben, die leichtere Möglichkeit, an der Kultur teilzunehmen; andererseits werden die Unternehmer gezwungen, sorgfältiger mit der menschlichen Arbeitskraft umzugehen, indem sie die Arbeitsweisen verbessern und die unerhörte Verschwendung von Zeit, Kraft und Stoff verringern. Dies läuft auf eine höhere Wohlfahrt der schaffenden Menschheit wie auf eine größere Wirtschaftsbilanz hinaus. Die Wichtigkeit des soeben Gesagten läßt sich leicht zweifelsfrei feststellen. Man braucht nur ein Land mit kurzer Arbeitszeit mit einem Lande mit langer Arbeitszeit zu vergleichen.

In dem Lande mit den höchsten Löhnen und der prächtigsten Geschäftsbilanz, in Nordamerika, geht das Ringen um die 40stündige, in Europa um die 48stündige Arbeitswoche; dort wird das Ziel zu erreichen gesucht durch freie Vereinbarung zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden, hier mehr durch die gesetzliche Anerkennung des Washingtoner Abkommens. Bei einer vorsichtigen Prüfung des Standes der Dinge in den Industriestaaten kommt man zu dem Schluss, daß die Frage geistig, und zwar in bejahendem Sinne schon entschieden ist. Daran wird nichts durch die Tatsache geändert, daß in Europa erst wenige Staaten das Washingtoner Abkommen gutgeheißen haben und daß jenseits des Meeres erst eine geringe Anzahl von Betrieben in der 40stündigen Arbeitswoche erfreuen. Denn allwärts drängen wirtschaftliche Notwendigkeit und gewerkschaftliche Tatkraft zur Verkürzung der Arbeitszeit, während die Gründe der Gegner vor der allseitig guten Erfahrung mit der Verkürzung der Arbeitsstunden verblassen.

Bei uns in Deutschland ist bekanntlich erst kürzlich ein Waffengang für den Achtstundentag — erfolglos — zu Ende gegangen. Er ist einmal mehr an der Kurzzeitigkeit der bürgerlichen Parteien gescheitert. Womit erneut der Beweis geliefert ist, daß im Lande mit der vorbildlichsten Sozialpolitik die wirtschaftlichen Platztatler und das sozialpolitische Schinesentum noch erschreckend zahlreich sind. Die bürgerlichen Parteien und ihre Auftraggeber mögen vielleicht der Meinung sein, durch die Annahme ihres Arbeitszeitnotgesetzes sei die Bewegung für den Achtstundentag auf längere Zeit zum Stillstand gebracht. Das dies ein schwerer Irrtum wäre, bedarf keiner Erhärtung. Die Bewegung wird nach wie vor, fortan mehr auf wirtschaftlichem Gebiete, weitergeführt werden. Der hier von den Gewerkschaften errungene Achtstundentag wird wertvoller, wird ein gesicherterer, von weniger Ausnahmen durchlöcherter sein, als der, den die Paragraphenmühle von sich gibt.

Die Kurzzeitigkeit unserer bürgerlichen Parteien wie die Feindseligkeit unserer Unternehmertums in Sachen des Achtstundentages muß bei jedem vorurteilsfreien Beobachter ein mitleidiges Lächeln entfachen. Was immer beider Widerstand bestimmen mag, mit volkswirtschaftlicher oder auch mit privatwirtschaftlicher Vernunft hat es nichts zu tun. Nur Leute mit Kauterbestand können noch verneinen, durch Ablehnung der alten gewerkschaftlichen Forderung geschäftlich zu gewinnen. Durch die Nichterfüllung der großen Reform wird die Unruhe in den Betrieben und die Mißstimmung unter den Belegschaften weiter erhalten und noch gesteigert, die Wiederkehr der Schaffensfreude abermals unterbunden. Dadurch hat sich das Unternehmertum einen schier unerlöschlichen Born von Vorteilen und Gewinn aufs neue verschüttet.

Den Führern der kaiserlichen Armee hat noch niemand viel Bestand nachgesagt, aber den Wert der Stimmung der Mannschaft für den Erfolg kannten sie wohl, weswegen sie sich, auf ihre Weise natürlich, die Förderung der Stimmung sehr angelegen sein ließen. Übrigens wird ja auch der „industrielle Herrscheimer“ Henry Ford nicht müde, darzulegen, daß sein fabelhafter Geschäftserfolg mit Veregeri nicht das geringste zu tun hat, sondern in sehr hohem Grade auf die unausgesetzte Verbesserung der Arbeitsbedingungen zurückzuführen ist, unter denen die Verkürzung der Arbeitszeit mit der Lohnhöhe obenan steht. Die Werkstätten der großen Baltimore-Diobahn sind nur dadurch vor dem Bankrott bewahrt worden, daß die Mißstimmung unter der Belegschaft beseitigt und ihre Schaffensfreude geweckt wurde. Und das für ein helles Wunder gehaltene Ergebnis wurde erreicht durch Erfüllung der Wünsche hinsichtlich der Bezahlung, der Arbeitszeit und des Mitbestimmungsrechtes. Die neue, die arbeitertreundliche Politik der Bahndirektion muß überaus gut zu Buch schlagen, denn sie hat bald noch bei anderen Bahnen Nachahmer gefunden. Man könnte noch viele solche Beispiele anführen.

Allein, es ist überflüssig, weil ja die Tatsache keiner Erhärtung mehr bedarf, daß die Unternehmen die bestbegünstigten und einträglichsten sind, deren Belegschaft der guten Stimmung und der Schaffensfreude nicht ermangelt. Und diese Quellen geschäftlicher Blüte wurden sprudelnd gemacht durch Gewährung einer möglichst kurzen Arbeitszeit und einer möglichst hohen Bezahlung. Mit anderen Worten, die Blüte der Volkswirtschaft wie die Blüte des einzelnen Unternehmens steht in geradem Verhältnis zur Güte der Arbeitsbedingungen. Das ist die internationale Regel. Von dieser Regel jedoch scheinen die meisten deutschen Unternehmer nichts zu halten, wenigstens haben sie es bis heute unterlassen, daraus die nötigen Folgerungen zu ziehen.

Die meisten deutschen Unternehmer rationalisieren wie besessen, sie lassen die Zahl der Armbewegungen wie die Fingertrümmungen ihrer Arbeiter registrieren, sie berechnen die Zahl der Maschinenumdrehungen und setzen die Stundearbeitszeit nach ganzen und halben Sekunden fest, sie suchen jedes Schraubchen und Stiftdrehen, jedes Pfund Werkstoff und jede Kilowattstunde zu sparen — dies alles, um die Fabrikation zu verbilligen und den Geschäftsgewinn zu erhöhen. Und diesen nämlichen Leuten, die den Spar- und Gewinnbetrieb an Winzigkeiten bis zur Lächerlichkeit üben, scheint der Sinn dafür zu fehlen, daß sie eine schier unerlöschliche Quelle von Vorteilen unbenuht lassen, nein, daß sie sich die Quelle noch vollends verstopfen, indem sie bei der Belegschaft keine gute Stimmung und keine rechte Schaffenslust aufkommen lassen durch den unnötigen Widerstand gegen den Achtstundentag. Die meisten der deutschen Unternehmer halten offenbar dafür, bei ihren Leuten die Stimmung und Arbeitsfreude auf die Art des Doktor Eisenbart zu wecken. Die Stimmung ist auch danach. Das Verhältnis in den Betrieben zwischen Oben und Unten ist überaus ränzig und das soviel besungene und recht kostspielige Streben nach der Wertsgemeinschaft läuft auf die Verschärfung der Wertescheidung hinaus. In der verzweifelnden Verständnislosigkeit des deutschen Unternehmertums für die geistigen, seelischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Arbeiter liegt ja Deutschlands soziale Vorbelastung. Und nur da, nicht wo anders. Durch den verhassten Widerstand des Unternehmertums gegen die wirtschaftlichen Unerlässlichkeiten wie gegen die einfachsten und berechtigtesten Wünsche der Arbeiterchaft wird dieser der letzte Rest von Gütmütigkeit und Hoffnungslosigkeit ausgetrieben und ihre Abneigung, ihr Haß, ihr Kampfeswille in einem fort gesteigert. Aus dieser Steigerung wird die Bewegung für den Achtstundentag wie für die anderen gewerkschaftlichen Forderungen stehenden Aufstoß und neue Kraft erhalten.

Langsam wird sich die Arbeiterchaft mit dem Achtstundentage freilich nicht mehr bescheiden wollen, noch dürfen. Bald wird die Forderung des Achtstundentages einen Stich ins Utmodische, ins Überlebte haben. An seiner Stelle wird der Sieben-, nein, der Sechsstundentag gefordert werden. Hierzu wird sich die Arbeiterchaft gedrängt sehen aus ganz nüchternen Erwägungen, die der Betrachtung des wirtschaftlichen und sozialen Zustandes entsprechen. Die Arbeitszeit würde heute schon zu lang sein, selbst wenn der Achtstundentag allgemein wäre. Der Beweis hierfür liegt in der hunderttausendköpfigen Schar Beschäftigter wie in der immer größer und immer unabweisbarer werdenden Warenbergen. Die Ergiebigkeit der industriellen Tätigkeit ist längst groß genug, in achtstündiger Arbeit den Bedarf vollaus zu decken, und sie wäre es noch in bedeutend höherem Maße, wenn alle menschlichen und mechanischen Kräfte genutzt worden wären. Der Erfindergeist übergrübelt und versucht und erzeugt weiter. Damit steigt die Ergiebigkeit der industriellen Tätigkeit noch mehr. Die Folgen werden noch mächtigere Warenberge sein. Und wenn daraus nicht eine endlose Kette von Wirtschaftskrisen oder Wirtschaftsentstehungen soll, dann muß die Arbeitszeit unter den Achtstundentag verkürzt werden.

Steter Tropfen höhlt den Stein

Man mag eine Behauptung hundertmal widerlegt haben, die Unternehmerrückständigkeit denkt: steter Tropfen höhlt den Stein, und wiederholt das Behauptete immer wieder von neuem, als wenn es niemals bestritten, als wenn es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre.

Vor ein paar Wochen (in Nr. 13 der MZ) haben wir uns mit einer Behauptung der „Deutschen Arbeitgeberzeitung“ beschäftigt, daß im Verlauf der bisherigen Rationalisierung die Verkaufspreise der Waren gesenkt und die Arbeitslöhne gesteigert worden seien. Wir wiesen die Trübs auf, mit denen das Unternehmerrückblatt zu diesem gänzlich falschen Ergebnis gelangt ist. Natürlich hat es von unserer Widerlegung mit keiner Silbe Notiz genommen, trotzdem es die Gewerkschaftspressen eingehend verfolgt und ihr stets einen großen Teil seines Raumes widmet. Wer in seiner neuesten Nummer vom 1. Mai wiederholt es die falsche Behauptung und fügt ein paar neue Zahlen hinzu, die zum Teil bis in den April reichen. Bei dem nahebelegenen Leser, der nicht genau alle Zahlen und ihre Bedeutung kennt, wird so der Eindruck erweckt, als hätte sich eine nicht nur für das Kapital, sondern auch für die Arbeiter höchst erfreuliche Entwicklung einfach gerahmlich fortgesetzt.

Dabei ist jedoch eine Sache dermaßen verdächtig, daß wir fast hoffen möchten, sie müsse auch dem unbefangenen Leser auffallen. An einer anderen Stelle derselben Nummer nämlich berichtet das Blatt von einer bevorstehenden Erhebung über die tatsächlich gezahlten Arbeitslöhne, die das statistische Reichsamt in diesem Jahre vornehmen soll, wobei auch die Arbeiter und Angestellten befragt werden sollen. Gegen diese Absicht wendet sich das Unternehmerrückblatt mit einem Elfer, der krankhaft ist. Erstens sei überhaupt keine Erhebung notwendig, man habe statistisches Material „in Hülle und Fülle“; zweitens gehe sie in der beschriebenen Form „schlicht viel zu weit“. Besonders aber

„muß die vorgesehene Beteiligung der Arbeiter als der derzeitigen Rechtslage widersprechend (!) von vornherein grundsätzlich mit allem Nachdruck abgelehnt werden, zumal kein stichhaltiger Grund ersichtlich ist, der diese Mitwirkung auch nur im mindesten zu rechtfertigen vermöchte.“

Aber warum denn nur diese Aufregung? Wenn die Dinge wirklich so überaus günstig liegen, wie die Arbeitgeberzeitung gleich auf der nächsten Seite behauptet und mit Zahlen zu beweisen unternimmt, dann kann es ihr doch nur angenehm sein, daß durch Befragung der Arbeiter selbst die Wahrheit an den Tag kommt und nochmals bekräftigt wird. Oder sollte die Arbeitgeberzeitung Angst haben? Angst davor, daß die Wahrheit wirklich an den Tag kommt? So muß es wohl sein, und man braucht sich nur ihre neuen Zahlen näher anzusehen, so versteht man ihre Angst.

Wieder wie vor sechs Wochen stellt die Arbeitgeberzeitung nebeneinander die Großhandelspreise und die Arbeitslöhne. Wir haben schon damals ausgeführt, daß bereits hierin eine Irreführung liegt. Was nutzt dem Arbeiter die Senkung der Großhandelspreise, wenn keine Verbilligung des Lebensunterhalts damit verbunden ist! Aber selbst hierbei geht sie noch eigentümlich vor. Folgende Zahlenreihe setzt sie ihren Lesern vor:

	Preisindex für industrielle Fertigwaren	Durchschnittlicher Wochenlohn für gelernte Arbeiter	Durchschnittlicher Wochenlohn für ungelernete Arbeiter
Juli 1926	146,5	45,92 M	33,91 M
Februar 1927	141,6	46,43 M	34,52 M

Das wäre eine Verbilligung der Waren um 3,3 vH und zu gleicher Zeit eine Steigerung der Arbeitslöhne um 1,1 und 1,8 vH. Wer wollte da noch zweifeln, daß es den Arbeitern sichtlich besser geht!

Aber warum hat die Arbeitgeberzeitung von allen Großhandelspreisen gerade die der industriellen Fertigwaren ausgewählt? Weil sie mit dem Verbrauch der Arbeiter in besonders nahem Zusammenhang stehen? Das ist eine Finte, denn von diesem — an sich richtigen — Gesichtspunkt aus müßte man die Lebenshaltungskosten im Kleinhandel wählen. Nein, der Grund ist ein ganz anderer. Seht man nämlich statt der industriellen Fertigwaren die Zubehöre des gesamten Großhandels, so kommt eine — Versteigerung von 133,1 auf 135,9 oder um mehr als 2 vH heraus. Wir glauben, nicht zu viel zu sagen, wenn wir dies ein Freilieren der Zahlen nennen. Und dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß als Löhne in der amtlichen Statistik immer die Tariflöhne erscheinen, die in Wahrheit bekanntlich sehr oft nicht gezahlt werden. Schon aus diesem Grunde wäre es nötig, daß endlich die Arbeiter selbst befragt werden, was sie tatsächlich ausbezahlt kriegen.

Die Lebenshaltungskosten sind von Juli 1926 bis Februar 1927 gestiegen von 142,4 auf 146,4. Das sind ebenfalls über 2 vH, so daß auch hierdurch die geringe Steigerung des Geldlohnes bereits mehr als wettgemacht wird. Zieht man nun aber in Betracht, daß die Wohnungsmieten dem freien Willen der Kapitalisten entzogen sind, so ist die Steigerung der sonstigen Lebenshaltungskosten noch größer, nämlich von 152 auf 153,7 oder um beinahe 2,5 vH. Es bleibt also dabei, daß durch die Rationalisierung bis jetzt nur das Kapital, aber nicht die Arbeiter Vorteil gehabt haben, zumal auch die Menge der Arbeitslosen in jenen 8 Monaten gewachsen ist. (Allein die Unterjuchten von 1 650 000 auf 1 700 000.)

S. H. U. S.

Die Leibgarde des Kapitals

Wenn auch der sogenannte Stahlhelmtag am 8. Mai, an dem der Viktorije Soldat aus Magdeburg mit seiner Frontscharme Berlin erobern wollte, als total vorbeigelungen anzusehen ist, so dürfen wir doch nicht glauben, daß die Deutschen, trotz dieser Pleite, sich von weiteren Versuchen abhalten lassen werden.

Das erste Mal war es ein Fühler, der nach Berlin ausgestreckt wurde. Man wollte sich diesmal nur vergewissern, ob das Aufmarschgelände für einen späteren Angriff günstig genug sei. Und sicher werden jetzt die Generalstabschef der Stahlhelmtage in Magdeburg bei einem Original-Selbstkritiker und strategische Erfahrungen ausschöpfen.

Selbte hatte vor einiger Zeit öffentlich erklärt: Wir kommen jetzt nach Berlin, um es auf friedlichem Wege zu erobern; aber wir kommen auch noch ein zweites Mal, und dann bleiben wir da!

Das ist nicht mißzuverstehen. Denn schließlich wird die Gulakstanonennarmee sich ja nicht in Berlin häuslich niederlassen zu dem Zwecke, um ein Gewerbe à la Heißarmee aufzumachen, Befehrsstabschef für das „rote Gefinde“ zu bauen, an den Strageneden ihre Bundeslieder zur Laute zu singen oder Handzettel zu verteilen.

Nein, die Sache hat schon einen tieferen Sinn!

Des ersten Paradeaufzuges konnte die Polizei noch Herr werden. Denn die Stahlhelmer besetzten sich immerhin einer Zurückhaltung, die man nicht erwartet hatte. Aber das taten sie nicht etwa aus Rücksicht auf die Polizei, auch nicht etwa aus angeborener Vornehmheit (wir haben noch nicht vergessen, wie sie im vorigen Jahre im Rheinland gehauft haben), sondern aus Vorsicht. Vorsicht aus zweierlei Gründen: Erstens konnte man nicht wissen, ob man nicht bei Zusammenstoßen infolge Verjagens der Polizei von den Berliner Arbeitern eine kriegsstarke Wucht beziehen würde, und zweitens wollte man ja mit der „Würde und Disziplin“ Tausende von Berliner Arbeiterherzen erobern. Nach machen wäre also eine waghafte Sache gewesen.

Die Stahlhelmführer sind schlau genug, sich nicht in ein Abenteuer einzulassen, aus dem sie nicht mit mindestens 51 vH Gewinn herauszukommen hoffen. Werden sie aber das nächste Mal ebenso zurückhaltend sein und sie ebenso empfangen werden wie heute? Kann sein! Aber soviel Zuversicht hatte ich nicht.

Man stelle sich folgende Möglichkeit vor: Selbte kommt wieder angerückt, nächstes Mal nicht mit 60 000, sondern mit 150 000 Mann (denn die Finanzontels im Wintergrunde haben

Zu Theodor Leiparts 60. Geburtstag

Am 17. Mai wird der erste Vorsitzende des ADGB, Theodor Leipart, sechzig Jahre. In der langen Reihe seiner Glückwünscher möchten auch wir nicht fehlen. Freilich wäre es uns lieber, wir könnten unsere Glückwünsche anstatt mit seinem sechzigsten, mit seinem fünfzigsten oder vierzigsten Wiegenfeste verbinden. Darin wird, was wir mit ziemlicher Sicherheit glauben annehmen zu können, auch der Beglückwünschte mit uns einig sein. Denn mit sechzig Jahren ist man leider nun einmal über den Höhengamm des Lebens hinweg, und das ist unangenehm für den, der noch viel schaffen will und von dem man noch viel zu erwarten sich für berechtigt hält.

Als vor sechs Jahren Leipart zum Haupte des Gewerkschaftsbundes gewählt wurde, mag sich mancher von denen, deren

In einer solchen Zeit des Frens und Wirrens, der viel schwereren Aufgabe und der schwierigeren Probleme hatte man sich als Nachfolger Leglens mancherorts einen Mann mit schwerem Ernte, starker Geltung und glänzender Beredsamkeit vorgestellt. Diese Vorstellung entsprach den Vorbildern, die aus längst vergangener Sturm- und Drangzeit überliefert waren. Statt einer solchen Persönlichkeit kam der ruhige, fast schüchterne Leipart, der in dieser bewegten Zeit durch beharrliche Freundlichkeit und überzeugendes Wort das zu erreichen suchte, was man nur hartnäckiger Stärke und verblißender Überredungskunst glaubte zutragen zu können. Und beachtenswerterweise, Leipart hat es erreicht, und dies eher und allgemeiner, als es sehr wahrscheinlich einer entgegengekehrten gearteten Persönlichkeit gelungen wäre. Das ist so unverständlich nicht: In der Zeit der Unruhe, der Rangigkeit, der Gereiztheit, der starken Worte erwiesen sich Ruhe, Freundlichkeit und Sachlichkeit als die obersten Voraussetzungen wirksamen Handelns. Und diese Voraussetzungen brachte Leipart mit in sein schwieriges Amt. Durch Ruhe beruhigte er die Köpfe, durch Freundlichkeit entwaffnete er den Gegner, durch sachliches Überzeugen zwang er zu sachlichem Bräsen und Überlegen. Einem solchen Manne paßt die glänzende Beredsamkeit nicht recht, auch bedarf er ihrer nicht, weil er auf andere, auf bessere Art festsetzt, wirkt und sich durchsetzt. Übrigens ist es mit dem glänzenden Redner in der Zeit des planmäßigen, nie aussehenden, von kühler Vernunft zu bestimmenden Massenhandelns so eine eigentümliche Sache. Er gemahnt an die glänzenden Sterne der Demostheneszeit. Sind sie da, blenden sie die Augen und verblei den Köpfe, und wenn sie fort sind, atmet man auf und findet verwundert heraus, daß es ohne sie auch nicht übel geht, vor allem viel ruhiger und reibungsloser, ohne den unnötigen Aufwand von Worten, Gesten und Nebenruhe.

Eine Betrachtung der Tätigkeit Leiparts als Bundesvorsitzender zeigt, daß er den Erwartungen, die in ihn gesetzt wurden, voll und gerecht geworden ist. Seinen gewerkschaftlichen Fähigkeiten und menschlichen Eigenschaften ist es in sehr hohem Maße mit zu verdanken, daß das Schiff des Gewerkschaftsbundes aus der trüben, peitschenden See in ruhiges Fahrwasser gekommen ist. Er hat aus widerwilligen Freunde gemacht, an Stelle von Unlust Schaffenslust gesetzt, brüderliche Gerechtigkeit verbreitet, wo bei seinem Amtsantritt das Gegenteil zu finden war. Dieser segensreiche Wandel begann an der Spitze unseres Bundes und ist weitergegangen in Reich und Glied der Genossenschaft. Dieser Wandel wirkt räumlich weit zeitlich noch weiter und verbessert die Unerlässlichkeiten für noch ertragreicheres Wirken. Darum glauben wir nichts als unsere gewerkschaftliche und menschliche Pflicht zu erfüllen, wenn wir unserm Bundesvorsitzenden Theodor Leipart, unserm Freund und Kampfesgenossen zu seinem 60. Geburtstag alles das wünschen, was er sich selbst wünscht. Daß dies nicht wenig ist, wissen wir: nämlich vor allem gute Gesundheit, unverwundliche Schaffenslust und ein noch weiter wachsendes Heer von Freunden und Kampfgenossen. Was wir selbst zur Erfüllung dieses Wunsches zu tun vermögen, wird getan werden. Und von Theodor Leipart natürlich auch — soweit es sein Pflichtbewußtsein und seine Liebe zum Gewerkschaftsvolk nur irgendwieweit gestattet.

Also nochmals unsere Glückwünsche und ein zuberstehliches Glück!



Leben die Gewerkschaftsbewegung ist, gefragt haben, ob denn der Erforsene auch wirklich die überschwere Last der Erbschaft, Karl Leglens zu tragen vermöge. Zwar ging dem neuen Bundesvorsitzenden der Ruf eines tüchtigen und erfahrenen Gewerkschaftsmannes voraus; ein Ruf, den er sich in einer 25jährigen Tätigkeit als Schriftleiter und Vorsitzender des Holzarbeiter-Verbandes wohl erworben hatte. Allein, diese Tätigkeit fiel fast ganz in die geruhame Vorkriegszeit und geschah in Ämtern, die lange nicht so umstritten und umrandet waren wie die Stellung des Bundesvorsitzenden im Jahre des Nicht-Geils 1921. Die gewerkschaftliche Mitgliedschaft war heimgesucht schnell emporgeschwellt, die proletarischen Hände und Köpfe in wilder Bewegung, die Drohungen von außen wie die Störungen im Innern des Reiches hörten nicht auf und aus der wirtschaftlichen und seelischen Not der arbeitenden Schichten entsprangen Enttäuschung und Verzweiflung, die Unmögliche von dem Gewerkschaftsbund erwarten und fordern hießen.

ja dazu). Die Wunde benimmt sich plötzlich aufrichtig. Es kommt zu Zusammenstößen mit der Polizei. Diese kommt in Verbindung. Die Arbeiter auf den Straßen mischen sich ein. Es kommt zu den schändlichsten Straßenschlachten. Die einzige Rettung der Regierung bleibt, auf Grund des Verfassungsratsartikels 48 den Belagerungszustand zu verhängen. Die Reichswehr wird als Vord zum Biergärtner eingeleitet. Denn, wo deren Liebe hingehet, darüber brauchen wir uns ja nicht mehr zu unterhalten. Und aus diesem Wirrwarr wächst — ich möchte sagen, mit mathematischer Sicherheit — ein Militärdiktatur, wie es im Buche steht. Und das wäre der Sieg des Stahlhelms!

Wenn wir diese Möglichkeit ins Auge fassen, vergeht uns das Triumphieren über die Pleite des Viktorfabrikanten Selbte doch ein bißchen. Man sieht, es läßt sich auf geschichtliche Weise ein Würstchen mit dem Ziel einer Diktatur auch ohne Waffen drehen. Wie steht es nun mit den geistigen Waffen, mit denen Herr Selbte und seine Schleppenträger auf allen möglichen Stützpunkten der Stahlhelmtruppen gerastelt hatten und mit denen sie schon am 8. Mai das rote Berlin zu erobern gedachten?

Du lieber Himmel, das „geistige“ Programm muß man sich durchlesen! Das die Republik umstülpen soll! Man braucht aus dem Gelehrten bloß ein paar Brocken zu fischen, um sich die ganze Hohlheit dieser stahlhelmben „Weltanschauung“ vor Augen zu führen. Eine „Volksbewegung“ wollen sie sein (darum marschierten auch die Hohenzollernprinzen im Lustgarten mit), kernige Männer sollen wieder die Geschichte des Staates leiten (vielleicht finden sich auch ein paar unter den prinzipiellen Wastchlappen). Unter der Fahne Schwarzweißrot wollen sie das Volk einen zum Befreiungskampf (gegen wen?); sie „wollen frei sein, wie die Väter waren“ (ja, unsere Väter lebten in goldiger Freiheit!); sie wollen wieder fest zum deutschen Gotte halten (mit dem wir so schön reingeschliddert sind, weil er die Konkurrenz des amerikanischen Gottes auf den Hals kriegte). Kurz und gut: das ganze Programm sieht etwa so aus, wie das Vorwort zum Instruktionsbüchlein für die Infanterie ungeligen Angehörigen.

Wo ist ein einziger politischer Punkt in dem Geschnitzel, der von dem Gedanken der Völkerrannäherung, die doch aus der Weltgeschichte nicht mehr zu streichen ist, auch nur angehaucht wäre! Wo auch nur ein beherzender Versuch, sich an die wirtschaftlichen Probleme heranzumachen! Nichts! Was braucht man sich auch über jenen die Stahlhelmschädel zu zerbrechen? Wenn erst die kernige Faust da oben regiert, dann kommt ja alles ganz von selbst! Mit diesen Phrasen möchte man die Masse der Arbeiter fangen, ohne ihnen auch nur mit einem Wort anzudeuten, inwiefern sich ihre soziale Lage nach dem Siege der starken Faust bessern sollte.

Über warum, so fragt mancher, laufen denn heute ein paar Hunderttausend Proletarier in den Kolonnen des Stahlhelms mit? Sehen die denn nicht, daß sie sich zu ihren eigenen Feinden machen? Zudem sie dem Kapitalismus und dem Monarchismus, die hinter dem ganzen Kummel stehen, Vorparadenstücke leisten? Und daß der von ihnen erhoffte Sieg für sie nur ein Pyrrhusieg sein kann, indem sie aus einer Feindschaft in eine andere, noch viel entwürdigendere, geraten?

Um diese Frage zu beantworten, muß man sich mit dem augenblicklichen seelischen Zustand der Masse beschäftigen. Es gibt im großen Heere der Arbeitslosen und Hungernden eine nicht unbedeutende Anzahl Proletarier, die durch ihre Leiden und Enttäuschungen so müde geworden sind, daß sie die Fahne des Klassenkampfes in die Ecke gehauen haben und gläubig jedem Abenteuerer lauschen, der ihnen eine Zukunft, wenn auch vielleicht keine bessere, so doch eine andere verspricht. „Es geht nicht mehr so weiter!“ hört man Arbeitslose sagen, „es muß was passieren!“ „Was muß passieren?“ fragt ein anderer. „Jedenfalls! Ganz egal, was!“ antwortet er, „und wenn es ein Krieg ist!“ Man braucht das nicht auf die Goldwaage zu legen; der Mensch redet viel Dummheiten, wenn er am Verzweifeln ist. Aber wissen wir nicht aus Erfahrung, daß der Mensch in der Not seines Hungerdostens sich nach einem Ausweg sehnt, der ihn alles vergessen läßt? Nun, auch Kriege, Putsch, Revolutionen sind Auswege.

Es muß was passieren! Und von diesem Anspruch bis zu dem Entschluß, sich einer Bewegung anzuschließen, die eben etwas passieren lassen will, ist nur noch ein Schritt. Was da passiert, ist gleich. Nur raus aus dem Dreck!

Wie viele hunderttausend, unter der Führung der Stahlhelme gewordenen Proletarier marschierten am 8. Mai mit! Zu ihrer Dankbarkeit sind sie einem trüben Stern gefolgt, von dem sie nicht einmal wissen, ob er sie nicht in noch tieferer Dunkelheit führt. Dann gibt es allerdings noch eine große Schaar derer, die uns nicht vor der Not es mit ihren Unternehmern nicht verderben wollen und den Kummel mitmachen. Im Hintergrunde aber stehen die industriellen und Agrarier, verteilen reichliche Prämien auf ihre „Getreuen“ und lernen sich auf den großen Tag, wo die Nationen mit der eisernen Faust da oben an ihren Dröhnen tanzen wird. Dann werden die proletarischen Leibgarden des Kapitals mit Schreden erkennen, für wen sie marschieren sind.

Wenn es dann nicht schon zu spät ist! Erich Weinert.



Soch felle vom Dückel in den Rücken des folgenden Feindes und die Arbeiter trinken. Gerechtigkeit mit Stromkämpfer schlagen! Von dieser Seite gehen 48 auf ein Duzend.

Nationalsozialistische Schnorrer

Zeit machen unsere Nationalisten wiederum viel Geschrei. Einen Stahlhelmtag veranstalten sie in Berlin, in einer ihrer Versammlungen schlagen sie einen alten Piarre halstot, in Stuttgart nennen sie in einer Versammlung „die Polizei den Zuhälter des gegenwärtigen kapitalistischen Systems“ und fällen die Erklärung der Arbeiterklasse durch die Nationalsozialisten in ihre Aufsicht.

Wenn man sich die Reden ansieht, mit denen die „Erlösung“ verkündigt werden soll, so trägt man sich unwillkürlich, woher die Gesellschaft eigentlich den Mut nimmt, sich eine Arbeiterpartei zu nennen, denn mit ehrlichen Arbeitern hat die ganze nationalsozialistische Gesellschaft nichts, aber auch rein gar nichts zu tun. Vielmehr wäre es am Platze, sie eine von den Unternehmern ausgehaltene Gesellschaft zu nennen, die, ohne ernstlich arbeiten zu wollen, sich von den Unternehmern großen ein angenehmes Dasein verschaffen möchte.

Daß dem tatsächlich so ist, dafür liefern die Durschen selbst hier und da den Beweis. Wurde da im Reichsbrot des jetztigen Industriellen Bojch, im „Völkischer“ vom 31. März 1927 ein an Herrn Robert Bojch gerichteter Brief veröffentlicht, der folgenden Wortlaut hat:

Sehrerlich Geachtet Herr! (Ohne Datum)

Die Vorgänge der letzten Zeit und insbesondere die neuesten Enthüllungen über die militärischen Vorbereitungen der kommunistischen und sozialistischen Parteibereitungen zeigen deutlich, wohin auch bei uns in Deutschland die Reize gehen soll. Bei sich der Gefahr versteht, daß wir über kurz oder lang mit Gewalttätigkeiten von links rechnen müssen und daß die wirtschaftliche Not den Ausschlag von Menschen beschleunigen wird, will an der nächsten Reihenfolge vorzugehen.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat außer vielen anderen Punkten auch den Schutz des rechtmäßig erworbenen Eigentums auf ihr Programm geschrieben. Durch die Verfestigung ihrer Anhänger und durch ihre starke und weitverbreitete Organisation ist sie in der Lage, dem Terror von links wirksam entgegenzutreten.

Seit es dies ohne bedeutende Geldmittel nicht zu machen, die Stufen des reichen Substanzismus und der mit ihm verbundenen Größe sind uns verschlossen und diesem ausschließlich der Finanzierung mittelständlicher Unternehmerrichtungen. Es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als uns an die reichlich und deutschvölkisch gehaltenen Reize aus Industrie und Handel mit der Bitte um Unterstützung zu wenden, damit wir unsere Organisation aufrechterhalten und immer weiter ausbauen können. Wenn uns auch einmögliche größere Spenden willkommen sind, so legen wir doch besonderes Wert auf regelmäßige Unterstützung derselben, da wir nur dadurch in die Lage kommen, unsere laufenden Unkosten zu bestreiten.

Wir hoffen, daß Sie sich unserer dringenden Bitte nicht verweigern werden und bitten Sie, Ihre Überreichungen auf das Postkassenkonto Nr. 3940 Stuttgart auf den Namen unseres Geschäftsführers Eugen Weymann machen zu wollen.

Für eine gute Verwendung der Gelder bitten Ihnen die Ergebenheit unserer Bewegung und die selbstlose Hingabe ihrer Anhänger beste Gewähr. Der wichtigste gibt, gibt doppelt.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei Landesgeschäftsführer Eisinger

Da Herr Robert Bojch ein „den Schatz“ seines Eigentums durch die Nationalsozialisten veräußert, hat er den Brief unbeantwortet gelassen und natürlich auch das Postkassenkonto nicht bedacht. Anstatt

daß darob die so abgeblühte liebliche Zeitgenossenschaft stumm verbliebe, schimpft sie, was das Zeug hält, auf Herrn Bojch, dessen Herz in Geldgaden versteinert sei. Ja, wenn sich diese Geldgaden für das nationalsozialistische Volkswohlstand geöffnet hätten, dann wäre er wohl der rechte deutsche Unternehmer.

Für uns hat die Sache indessen noch eine andere Seite. Das bayrische Industriellenverbände hat seinerzeit lebhaft beigesteuert, die nationalsozialistische Arbeiterbewegung geldlich zu unterstützen. Daß der Geheimrat Kuhlö, der vor einiger Zeit zum Ehrendozent der tierärztlichen Fakultät der münchener Universität ernannt wurde, nie mit diesen Leuten nach der Richtung hin etwas zu tun gehabt hat und daß der Präsident dieser bayrischen Arbeitgebervereinigungen, der Geh. Oerbaaurat Lippart, am 5. Mai bei der Feiern zum 25jährigen Jubiläum dieses Verbandes den nationalen Sinn eines bedeutenden Teiles unserer Arbeiter ganz besonders hervorhebt, ist natürlich — ganz zufällig.

Es sei doch einmal offen die Frage aufgeworfen, wie eine Gesellschaft die Arbeiterklasse vertreten will, die Vektellbriefe an die Unternehmer schreibt. Wie Figura zeigt, wollen sie das rechtmäßig erworbene Eigentum der Unternehmer in der Weise schützen, daß sie einen möglichst großen Teil davon in ihre eigene Tasche leiten. Daß ein solcher Eigentumschutz von dem Schützer gerne bejogt wird, ist einleuchtend. Und ebenso einleuchtend ist, daß dazu eine moralische Beschaffenheit gehört, die kein ehrlicher Arbeiter hat. Natürlich wird auch ein anständiger Unternehmer sich von dieser Art von Eigentumschützern möglichst fernhalten. Für sie haben nur die Industriellen Geld übrig, die Eigentumsübertragung auf eine Art betreiben, die der nationalsozialistischen im Grunde gleich ist. So sind sich beide, die nationalsozialistischen Kapitalisten und ihre Nährväter, einander wert. Wie der Herr, so das Gheuer. Die einen nennen sich nationale Unternehmer und suchen das arbeitende Volk mit allen Mitteln auszubeuten und seine Rechte zu schmälern — die ändern nennen sich nationale Arbeiter und bieten sich gegen künftige Anerkennung an, die Weilheit der „nationalen“ Unternehmer zu stützen. Wie gesagt, beide sind sich einander wert. Fiegezm.

Die Hubcar-Fahrradwerke Berlin, die seit längerer Zeit von der Hand der Arbeiter, Angestellten und Beamten Berlin kontrolliert wird, hat für das vergangene Jahr eine sehr günstige Entwicklung zu verzeichnen. Der Absatz von Fahrrädern wurde gegen das Jahr 1925 von 9500 auf 14 500 Stück erhöht, der Umsatz hat sich mit 1,80 gegen 0,98 Millionen Mark fast verdoppelt, die Belegschaft stieg von 110 auf 145 Angestellte.

Die Umstellung des Werkes von der Auto- auf die Fahrradproduktion ist auch geldlich von großem Erfolg gewesen, wobei sich der weitgehende Regfall der sonst sehr hohen Betriebskosten, der gegenüber privatkapitalistischen Werken einen großen Vorsprung bedeutet, als sehr vorteilhaft erwies. Der Rohgewinn (Fabrikationsertrag) stieg von 224 258 auf 368 768 A, während die Generalunkosten trotz der großen Produktionssteigerung von 316 469 auf 254 566 A zurückgingen. Während 1925 einen Verlust von 92 000 A brachte, konnten unter der neuen Verwaltung 61 321 A Abschreibungen und 22 682 A Reingewinn ausgewiesen werden. Dabei wurden zum Ausbau und zur dauernden Stärkung der finanziellen Grundlage ziemlich erhebliche Reserven gebildet. Aus dem Reingewinn werden an die Vektell der Aktien (die große Mehrheit liegt in der Hand von Stellen der Arbeiterklasse) 10 vH des Aktienkapitals weitergegeben, so daß der Gewinn der Arbeiterklasse zum größten Teil wieder zugute kommt.

Der Deutsche Textilarbeiter-Verband hält in der Zeit vom 20. bis 25. Juni seinen Verbandstag in Pamburg ab. Nach den üblichen Berichten wird über die Ergebnisse der Forschungsreise nach Indien berichtet. Die Reise wurde auf Verbandskosten unternommen und galt besonders der Erforschung des indischen Textilarbeiteres. Ferner soll über eine Invalidenversicherung beraten werden.

Familie und Heim



Rationalisierung der Hausarbeit

Waschen, Putzen und Scheuern

„Das einzige, was im Haus ohne Mühe zustande kommt, ist schmutzige Wäsche und Staub auf den Möbeln!“ Das war eine liebende Redensart einer lieben alten Frau meiner Bekanntschaft. Wie recht sie damit hatte, das wissen wir aus eigener Erfahrung.

Das Waschen und das Putzen ist eine Arbeit, die immer und immer wieder getan sein will — abschaffen können wir sie nicht und auch nicht nach Art reicher Frauen auf die Diensthöfen abwälzen — tun müssen wir diese Arbeit. Aber eins können wir doch: uns erleichtern.

Da ist zunächst einmal die Wäsche. Wer gezwungen ist, in der Küche zu waschen, weil es an einer Waschküche fehlt oder weil der Wäschebestand in den heutigen schwierigen Zeiten nicht groß genug ist, um nur alle vier Wochen Washtag zu halten, der hat zwar nicht so große Mühe auf einmal, aber der hat die Mühe eben öfters. Und weil man darauf achten muß, die Wohnung möglichst von Waschgeruch freizubehalten und die Küchensmöbel zu schonen, so sind hier vielleicht allerhand kleine Kniffe willkommen.

Zunächst richte man es sich da so ein, daß man am Montag sehr früh die Wäscheleine ansteift und einweicht. Man kann dann schon am Nachmittag oder am nächsten Morgen die Wäsche belegen und ist bis Mittwoch so weit, daß — gute Trockenmöglichkeit vorausgesetzt — die Wäsche wieder gebügelt in den Kasten kommt und das Zerrißene ausgebessert werden kann. Gute Waschmittel für weiße Wäsche haben wir genug. Mit der Verwendung von Soda sei man — besonders bei bunter Wäsche — sehr vorsichtig. Sind die Farben unschön geworden, freut uns das ganze Wäschebündel nicht mehr, mag's noch so haltbar sein. Sehr schmutzige Wäsche, blaue Anzüge usw. leistet man an und wolle sie sehr fest zusammen, läßt sie über Nacht liegen, wäscht dann erst einmal den gelösten Schmutz aus und bürstet das Stück oder reibt es dann in erneuertem Wasser durch. Beim Waschen in der Küche in kleinen Gefäßen liegt ein besonderer Uebelstand darin, daß das Ausspülen oft erschwert ist und Spuren von Seife in der Wäsche zurückbleiben, die dann dem Gewebe schaden, einen grauen Ton verursachen und der Wäsche einen unangenehmen Geruch geben. Wenn irgend möglich, sollte man die Wäsche an der Luft trocknen, nicht im geschlossenen Raum.

Besser ist es schon, wenn man in mehrstöckigen Zwischenräumen Waschtage halten kann. Man spart Seife und Feuerung und hat nicht alle Wochen die gleiche Mühe. Allerdings fordert solch ein großer Waschtage einen anderen Kräfteaufwand von der Frau. Aber hier kann sie sich so manches erleichtern. Das beginnt schon mit dem Aufbewahren der gebrauchten Wäsche. Die soll nie zusammengeballt in einer Kiste oder dergleichen wochenlang liegen. Man hilft sich da sehr einfach: Es gibt in jedem Haushalt Koppflüßchen, die nicht mehr gut sind. Aus denen macht man sich große Beutel, einen für Tischwäscher und Leibwäsche, einen für Tischwäscher, für Handtücher, für harte Wäsche usw. Diese Beutel hängt man an einer verschwiegenen Stelle auf und sammelt darin die gebrauchte Wäsche für den Waschtage. Man erreicht durch die genannte Aufbewahrung, daß an die einzelnen Wäschebündel die Luft Zutritt hat... und man hat beim Beginn der Wäsche schon mühelos vorpariert.

Tischwäscher und alle Wäsche, die mit irgendwelchen forperlichen Auswüchsen, Schwefel usw. behaftet ist, sind unbedingt vorher für sich und getrennt von der anderen Wäsche einzuzuwaschen und leicht auszuwaschen.

Viele Hausfrauen waschen die sogenannte feine weiße Wäsche zuerst und hängen sie auf den Mast. Tisch- und Tischwäscher, auch wohl Handtücher in den Keller. Das ist gesundheitlich nicht gut. Die Tischwäsche sollte zuerst kommen, nach ihr die Hand- und Tischwäscher. Dann in neuer Waschlauge Tischwäscher und Leibwäsche.

Wie man wäscht, ob man zuerst lacht und dann reißt oder umgekehrt — da soll man keiner Hausfrau dreinreden. Hat sie selbst eine Waschanrichte oder enthält die allgemeine Waschküche die notwendigen Hilfsmittel, so ist sie nur zu beglückwünschen. Ob aber die Wäsche gerieben oder gewaschen oder geseifet wird — darüber entscheidet Landesstille und persönliche Meinung. Die neuen Waschmittel ermöglichen es, auch schmutzige Wäsche sauber zu bekommen, ohne daß die arme Hausfrau abends hinholt zusammenzuckt.

Aber einige Erleichterungen kann man sich schon schaffen. Da ist beispielsweise das Ausringen großer Wäschebündel. Wenn man zu zweien ist, geht das schon eher, aber gerade dabei kann man sich das sogen. „Überlein“ an der Hand- oberfläche holen. Also vorsichtig ringen, damit es nicht zu einem jämmerlichen Sehlschiff kommt.

Ist man aber allein und hat große Bettlatten auszuwaschen, so kann man sich sehr leicht helfen: An der einen Seite der Lampe oder Waschküche wird ein großer Dorn angebracht, der halbkreisförmig gebogen ist. Man kann denselben an Metallbatten mittels eines Hügels befestigen, wie man ihn von der Ringelmaschine kennt. Das große Wäschebündel wird nun diesen Dorn geschlungen, dann dreht man die beiden Enden des Wäschebündels zusammen, das herausstehende Wasser läuft in die Rille und man kann so eine große Kraft ausüben, ohne sich anzustrengen. An halbkreisförmigen Dornen läßt sich auch ein Dorn aus Holz gut anbringen.

Wenn irgend möglich, sollte man die großen Gefäße mit Wasserhähnen versehen lassen. Bei Wannen, die in der Waschküche stehen, ist das natürlich, auch bei Waschbänken usw., zu Hause können auch Waschbänke mit Wasserhähnen versehen werden.

Waschbänke sollte man mit großer Vorsicht benutzen. Es macht sehr leicht, daß die Wäsche groß. Aufschliffe und Entzerrung geben viel schlimmes Nach.

Man beachte: Selbst wenn ein der neuen Waschmittel der Waschtage über lang oder lang etwas haben sollte, es ist das immer noch nicht so schlimm, als wenn die Frau den durch Überanstrengung die Arme und Rücken der Wäsche ihrer Gesundheit schadet. Hände und Füße lassen sich erfrischen, eine kalte Frau hat die verlorene Kraft nicht sobald wieder ein.

Es ist schließlich für das Trocknen und Aufhängen der Wäsche noch gesagt, daß man das Gefäß mit der aufgewirbelten Wäsche immer hoch stellen sollte, damit das Baden und Abschrecken beim Aufhängen jedes einzelnen Stückes möglich ist. Das

ist nur vorübergehend so etwas wie Ohnmacht, wird aber auf die Dauer sehr ermüdend. An einer Bildtafel sah ich, wie man empfahl, den Wäschekorb auf einen alten Kinderwagen zu setzen und immer dahin zu fahren, wo man ihn gerade braucht.

Was nun den Hausputz angeht, so haben wir festgestellt, daß der Staub ohne unser Zutun sich auf die Möbel legt. — Ist das aber wirklich so? Sind wir nicht doch ein wenig selbstschuldig daran? Wenn wir mit Ausschütteln von Gegenständen, mit Fegen und Aufwischen das ganze Vagabundenregiment des Staubes mobil machen? Da schaffen wir uns ab, rücken die Möbel vom Fleck, klopfen die Polster und schrubben und seifen — und wenn wir müde sind und ruhen, machts der aufgewirbelte Staub ebenso und läßt sich gemächlich überall da wieder nieder, wo wir ihn vertrieben haben. So also zu putzen, ist nicht rational.

Die große Erleichterung, die der elektrische Staubsauger bietet, können sich wohl nur die wenigsten von uns zunutze machen. Selbst wenn wir uns einen Staubsauger, wie das ja jetzt in den Großstädten möglich ist, bei den Hausfrauenvereinen leihen wollten, so nützt uns das nichts, wenn wir keinen elektrischen Anschluss in der Wohnung haben.

So müssen wir uns anders zu helfen suchen. Alte Bettlatten oder größere Stoffstücke feuchtet man an, jedoch nicht mehr, als daß sie „linde“ sind, wie man so sagt. Diese Lächer legt man auf den Divan oder die Matratze, die man zu stricken hat. Dann schlägt man mit dem Ausklopfen auf dieses Tuch, das gleichermaßen als Schutz des Möbelstoffes wirkt, wie als Auffänger des heranstretenden Staubes. Man sehe sich das Tuch nur dann mal an der Unterseite an. Gardinen, wenn sie staubig sind, auszusütteln, ist nicht zu raten; es verdirbt mehr, als es hilft. Lieber nimmt man eine

Die, die ihr so bleich seid

Das ist das Los der vielzuvielen Blaffen, Die in Kaffees, Wirtshäusern, Mietskasernen Vom Leben nur das ewig Graue lernen, Daß sie im Schritt der wesenlosen Massen

Sich einsam fühlen und vom Los verlassen, Und träumen sich aus den gedrückten Gallen In die Unendlichkeiten großer Fernen, Und lösen schon von heimatischen Sternen

Den Blick, den Ruf, den ausgestreckten Arm Und hängen ihrer Sehnsucht buntes Drängen Um mancher Bilder zweifelhaftes Licht.

Und wissen nicht, wie aus gekannten Engen Ein jedes Ding ein eigenes Leben spricht, Und sind sehr heimatlos und sind sehr arm.

n. Stried.

ganz einfache, schnell zu wechselnde Zuggardine aus Fenster, mit der man einen sehr hübschen künstlerischen Eindruck erzielen kann, als ein stanzjunges Gefüge von Falten, Vorten und Trausen. Fenster, Längengewebe und Leisten leistet man ab, nachdem gelüpft und gefegt ist. Dann wäscht man ab, dann reutigt man die Fußböden und zuletzt putzt man die Fenstergehenden, kann auch die Möbelflächen nochmals mit einem weichen Fensterleder polieren.

Mit dem Anstrichen der Möbel mittels „Polituren“ sei man vorsichtig. Wenn die Schicht nur im geringsten flebrig bleibt, vermaßt sich mit ihr der Staub auf ewig.

Ein besonderes Kapitel sind die „Anstellhaken“, von denen manche Frauen sich nicht trennen können, die ihr aber doch immer und immer nur Arbeit machen. Sind solche Figuren oder Schalen und Krüden aus Bronze und Glas verchromt, so ist es mit ihrer Schönheit vorbei. Das einzige, was man tun kann, ist, diejenigen Dinge, die Wasser vertragen, alle vier Wochen mal in lauwarmes Seifenwasser zu legen und mit einer weichen Bürste zu säubern. Besser freilich — aber ein heroischer Entschluß — wäre es, alle diese Stahlfänger zu verbannen. Ein schönes, glattes Wannenblech, eine flache Schale — das sieht sehr schön aus und spart der Hausfrau die Zeit des Sauberhaltens. Sind unter den vorhandenen Anstellhaken solche dabei, die man als Indentoren schlägt, so soll man sie getrost aufbewahren, aber hinter Schloß und Kiesel, in einem Kasten, einem Glasgefäß verstecken, wenn man den hat. Das mit „Pippen“ überlände Verstellmaß mag aus neuerer Wohnung verschwunden, seine Pracht mag uns nicht glücklich und löpelt nur löbliche Zeit.

Kann man ein kurzer Überblick über das Putzgerät: Die Besen wäsche man des öfteren in nicht zu heißem Wasser und hänge sie zum Trocknen auf. Als Schmirbelschwamm wähle man eine breite Form, damit der Schwamm mit einem Besenstreif darauf geschoben werden kann und nicht rechts und links herunterfällt. Für Scherz- und Staubtücher ziehe man weiße Gewebe den harten, harten, wenn auch billigeren vor, wir haben damit besseres und leichteres Handieren. — darauf kommt an!

Putzen soll ja nicht Selbstmord sein im Leben der Frau. Bewußt soll sie durch Sauberkeit und Frische an sich und um sich Wohlbehagen für die Familie schaffen — aber das immer von einer Arbeit zur andern geleitete Wesen, das in ständiger Sepländel lebt mit Fingerringen an Fingern und Glasgläsern, das mit dem Seifensappen und dem Schwaber vermaßt sein erdicht, das ist nicht das, was wir Frauen der arbeitenden Klasse von heute sein sollen und wollen.

Es gilt, Einfachheit von Dingen und Verhältnissen nun zu schaffen, Klarheit zu haben über das Wenig und das Viel und in dem Rahmen der häuslichen Arbeit — es gilt einzusehen, daß es die oberste Pflicht der Frau ist, rational zu arbeiten, zu wirtschaften, Kräfte zu sparen, körperliche Kräfte und Energien freizumachen für geistiges, seelisches Nachdenken, seelische Entwicklung. Wir brauchen in unserer Wohnung keine „Gute Stube“, aber wir brauchen sie inwendig, in uns selber, im Gutes und Schönes darin anzusprießern und uns selbst zu finden.

Schulkrankheiten

Jede Mutter weiß ein Lied davon zu singen, welche Krankheiten durch den Schulbesuch des Kindes ins Haus kommen. Wir brauchen dabei gar nicht einmal der Müdigkeit und Mattigkeit zu gedenken, die eine Folge der Überanstrengung und der wenig guten Luft in den Schulhöfen sind. Auch die vielen Überleitungen zu Erkrankungen der Wirbelsäule durch schlechte Haltung des Körpers sollen hier nur beiläufig erwähnt werden, um die Aufmerksamkeit der Mutter auch auf diese naheliegende Gefahr zu lenken. Merkbarer nahe alle Erkältungskrankheiten, von denen unsere Kleinen beim Schulbesuch ergriffen werden. An ihnen sind nicht in erster Linie Witterungseinflüsse schuld, sondern lediglich Anstrengung und Überarbeit machen den Körper des Kindes für Ansteckung aufnahmefähig, und die Menge der Kinder im verhältnismäßig engen Raum trägt die ansteckenden Keime nur zu leicht von einem Kinde zum anderen.

Natürlich finden alle Infektionskrankheiten ganz besonders eine Ausbreitung in der Schule, und wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß Schulinder nur zu leicht die verschiedensten Krankheiten, zumal solche, die wir als ausgesprochene Kinderkrankheiten bezeichnen, in oft recht rascher Folge bekommen. Ganz läßt sich ja diese Gefahr nie vermeiden, weil sie in der Anammlung vieler Kinder begründet ist; aber man kann doch durch geeignete Freistunden während und außerhalb der Schulzeit, durch gute Lüftung der Klassen, Herabminderung der Zahl der Kinder, die in einer Klasse gemeinsam den Unterricht genießen, sobald durch sportliche Betätigung aller Art und Wandern sehr viel zur Kräftigung des Körpers und damit zur Herabminderung der Erkrankungsgefahr beitragen. Auch eine Ausnützung der Ferien zur rechten Erholung und eine gute Verteilung von Schlaf, Mahlzeit, Arbeit und Ruhe erleichtern den Kampf gegen die Feinde der Gesundheit des Kindes.

Ganz vertretbar wäre es, wollten wir aus Gründen der Vorbereitung den Weg der Vermehrung eines Schulbesuchs, etwa durch Privatunterricht wählen. Dieser Weg ist nicht nur für uns kaum gangbar, sondern vor allem auch keineswegs von Vorteil für die Entwicklung unseres Kindes, das erst durch bewußte Kräftigung, durch eine auf natürlichen Wege erworbene Widerstandsfähigkeit, körperlich und seelisch ein brauchbares Glied der großen Kampfenden, ringenden Menschheitsgemeinschaft wird. Das neue Wissen von der Notwendigkeit besonderer Gesundheitsfürsorge in allen Schulen wird uns auch auf dem Gebiete der Kräftigung unserer Kinder vorwärts führen und uns die Wunder der großen Lehre von der Widerstandsfähigkeit des Menschen, auch des Menschleins in seiner Wachs- und Werdenjahre, näherbringen, ja sie uns erst recht lebendig machen.

A. M.

Die Schustersfrau Montagu

Warum soll man immer großer Dichter, Denker und Wissenschaftler gedenken und dabei so wichtige Erfindungen übergehen, wie etwa die des losen Kragens vor 100 Jahren? Natürlich beugen wir uns vor dem Dichterstürken Goethe, vor dem Philosophen Kant, und begreifen sie keineswegs mit der einfachen Schustersfrau Montagu, die sich immer über den schmutzigen Hemdenkragen ihres Mannes ärgerte. Noch war das Hemd sehr sauber. Aber... aber... der Kragen!

Eines Tages schneidet sie einfach den Kragen vom Hemd. Einfacher Schnitt. Darin liegt wirklich nichts Ueberwältigendes. Nun wird der abgeschmittenen Krage gewaschen und wieder angehängt. Die praktische Frau Montagu, die sich immer über den schmutzigen Hemdenkragen ihres Mannes ärgerte, fand das Unnütze auch nicht angenehm. Sie macht deshalb Knopflöcher in den Kragen und in das Hemd. Der lose Krage war erfinden.

Nur war sie die einfache Frau Montagu, eines amerikanischen Schusters Gemahlin, keineswegs bewußt, daß sie eine Erfinderin war. Die Leute knöpften sich nun die Kragen an und fanden dieses Anknöpfen als ganz selbstverständlich. Eine Erfindung? Soweit dachten die Menschen nicht.

Wie eines Tages Herr Fabrikant Brown zur Frau Montagu kommt, sie bittet, ihm für 5000 Dollar das Patent ihres Kragens zu überlassen. 5000 Dollar waren damals, 1827, ein hübscher Wasen Geld. Deshalb überlegte die praktische Frau Montagu nicht lange, verkaufte ihr Patent, und in einigen Jahren war Herr Brown, der geschäftstüchtige Fabrikant, ein steinreicher Kragenfabrikant. Nun... Frau Montagu hätte auch reicher werden können. Doch sie begnügte sich, für die fünftausend Dollar in der Heimatstadt ihres Mannes ein schönes Schuhgeschäft aufzumachen und als Schuhhändlerin glücklich zu werden.

Der lose Krage eroberte sich die Welt. Es ist nur ein kleiner kulturgeschichtlicher Seitenzweig, der keineswegs weltgeschichtlich ist, aber am hundertjährigen Geburtsstage des losen Kragens wollen wir doch ein Loblied singen auf die praktische Hausfrau Montagu, die der Männerwelt die Segnung des immer sauberen Kragens gab.

Genehmigung

Menschen, die nach langer Krankheit sich zum ersten Male wieder unter die Leute wagen, haben weltfreundliche Augen — keine Augen, klar und hell, weil sie lange nicht auf Alltagsdämmerung und Öier geblickt haben. — Sag mir heute einer in der Straßendämmerung gegenüber; 's war ein Arbeiter — sei mir später ein —, den ich oft abends mürrisch und müde in seinem überbleibenen Zeug auf der Plattform gesehen hatte, groß und hoch in die Erde gepflanzt, die Pfeife im Mundwinkel. Kein Wunder, daß ich den nicht in meinem Gegenüber erkannte. Die Hände waren sauber und geistig, der Bart rasiert, das Haar weich aus der Stirn gestrichen. Durch die bleiche Haut schimmerte erste Härte des Gesundheitswunders — und die Augen waren klar, in einem so reinen Blau leuchtend, wie in einer inneren Verklärung. Er sah in wohliger Gelöstheit der Glieder, ohne daß es nachlässig aussah; als er aufstand, wars wie ein leise prülendes Reden und Streden, froh überliegend in ein selbstbewusstes Schreiten: Ein Frauen — ha — ich hab' mich wieder — mich hab' ich wieder und dich — Leben! Geliebtes Sein, so schwer und doch so schön!

Und das fühlte ich — solch Krankwerden mag schlimm sein — löplich aber ist solch bewußtes Wieder-Neugeborenssein! Die Krankheit ist das kluge, oft schon leise zürnende Mahnwort der Natur: „Bis hierher und nicht weiter! Leide, was tußt du deinem Körper, deiner Seele an!“ Dann kommt das Hingeschlagensein, das Loben und Nezen des Lebens gegen die Todesgäfte — dann der Endkampf: Sieg oder Tod! Und nach dem Sieg die Erleichterung, die Ruhe, das leise Wiederaufleben — die erste Stunde außer Bett — der erste Ausstieg mit leise schwindelndem Gefühl im Kopf — das erste Schreiten im Frohsinn der neu gestrafftten, federnden Sehnen: O Leben, du hast mich wieder! Und in den Augen blinkt ein Schimmer nach von jenem Jenseits, dem man in dunkler Stunde so nahe war! So tragen sie ein Stücklein Himmel noch in sich, die Menschen, die nach langer Krankheit zum ersten Male wieder unter die Leute gehen! Marg. Ebert-Sojmann.

In Damenten. „Die lächerlich, daß sich die meisten Damen immer jünger machen wollen als sie sind,“ sagte die fünfzigjährige. Wenn mich jemand nach meinem Alter fragt, sage ich ganz offen, daß ich bereits siebenunddreißig bin. Finden Sie das nicht auch richtig, liebe Frau Kati?“ „Gewiß,“ erwiderte die fünfundvierzigjährige Kanzleirat. „Auch ich gefesse meine fünfundsiebzigjährige jederzeit ruhig ein. Und Sie, Fräulein Anni, wie alt sind Sie eigentlich?“ wandte sie sich an das junge Mädchen, das ihr gegenüber saß. „Nach der augenblicklich geltenden Rechenmethode bin ich noch gar nicht auf der Welt, gnädige Frau.“

Fünfzig Pfennig

Von Paolo Rossi

Du Caesar! Wann deute ich mit unheimlichem Dämon gegen die Erde, meinen Lob entscheidend, wenn ich niedergeschlagen auf dem Boden der Arena liege? — Ich sehe immer mit heimlicher Angst zu deiner Brunnleuchte hinauf, deine Entscheidung erwartend, ob ich mich nochmals erheben darf oder verbluten muß auf dem düsternen Sand. Die ganze Welt, diese ideale Welt, schreit nach Brot schlagende Masse, die deine Arena füllt, schreit nach meinem Lobe, weil sie fühlt, daß ich nicht zu ihr poste. — Diese ganze menschliche Welt brüllt, jöhlt wie ein mächtig großes, bissiges Maul: „Weg mit ihm!“ — nur weil ich noch keine Maschine wurde, weil ich nicht abdiere, nicht multipliziere, sondern über nichtsinnige Gedanken brüte, statt mit Kleingeld in meinen Hocktaschen zu klirren.

Du warst bisher noch gnädig zu mir, Caesar, drängst mich nicht danach, daß ich mich verkaufen sollte, meine Werte in Kleingeld zu wechseln. Du dankst dir! ... Noch ist mir dieses farbige, zu Ende, unergündliche mystische Dasein bewundernswert, noch habe ich Lust und Kraft zu ringen, mich in deiner großen Arena herumzuschlagen. Kämpfen für mich — und ein wenig auch für dich — dir zu gefallen. Denn daran, Caesar!

Selbst grobe Gedanken springen heute aus mir! Sie tänzeln um mich wie ungehörliche Vollblütler. Diese Gedanken — merklich — diese lebhaften Gedanken schenke mir der Hunger! Ich bin hungrig. Ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, gefressen auch nur ein wenig, denn ich habe kein Geld, mir etwas kaufen zu können. Deshalb spulen diese seltsamen Gedanken in mir. Ich sehe heute irgendwie alles anders wie an gewöhnlichen Tagen, ich entdecke Dinge, die ich noch nie merkte.

Selbst! Der Hunger nagt in meinem Magen, macht mich nervös und zugleich so gleichgültig schlapp. Aber doch etwas brennt in mir, das ist das „Essen wollen“. Ich denke immer daran, daß ich noch nichts gegessen habe.

Die erste Wertwürdigkeit, die ich festgestellt habe, ist, daß der Hunger etwas Beschämend ist. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wäre, wenn ich einen meiner Bekannten in mein Geheimnis eingeweiht hätte: „Du, gib mir Geld! Ich bin hungrig, ich habe heute noch nichts gegessen!“ Ich muß gestehen, daß ich mich bei diesem Gedanken innerlich schäme. Mir wurde ganz warm. Ist es nicht merkwürdig, wenn ich Zahnschmerzen oder Kopfschmerz habe, das kann ich so einfach sagen, aber wenn mein Magen vor Hunger wehtut, dann schäme ich mich? Ja, es muß so sein. Bettelarm zu sein, wie ich heute bin und schon so oft war, nur noch einige für die letzte Not aufbewahrenen Pfennige zu besitzen, ist gleich so schlimm wie rauben oder stehlen. Man muß sich schämen, denn schamlosiger Hunger ist, von der alltagsphilosophischen Seite aus betrachtet, mit jenseitigen und körperlichem Schmerz behaftet.

Der zweite Gedanke traf mich, als ich gegen Mittag vor einem Obstladen vorbeiging und die auf der Straße ausgestellten, leicht erreichbaren Waren bewunderte. Goldige Trauben, lächelnde Äpfel, erstne, didbeleibte Birnen... Jetzt merkte ich erst, wie leichtsinnig diese Kaufleute sind, die diese Herrlichkeiten so leicht greifbar hinlegen. Wie viele Hungernde gibt es in dieser Stadt, die hier vorbeiziehen? Wie viele Gedanken entstehen Tag für Tag, um diese Waren zu stehlen? Und dann? Wer ist dann schuldig? Der Dieb, die Gelegenheit — oder der Hunger? Ich glaube, in Paris lebte jener „gute Richter“, der Diebe, die vom Hunger getrieben, stahlen, freisprach. Aber alle anderen Richter der Welt, auf ihre Gesetzbücher gestützt, verurteilen die Diebe, auch wenn sie stehlen, um zu essen.

Gott, es ist doch eine Schande, hungrig zu sein, und ich schäme mich doppelt, wenn ich daran denke, daß ich vor dem freundlich lächelnden Obst, von einer unheimlichen und unbegreifbaren Kraft getrieben, stehlen blieb. Was wollte ich denn machen? ... Vielleicht... Als ich die oben, schlechteren Straßen, die zum Fluß herunterführen, betrat, traf ich einen dicken Menschen. Ich fühlte meinen Hunger gesteigert. Diese Leute erinnern mich immer an Essen. Ich bin einem Augenblick stehengeblieben und fühlte eine teuflische Lust, diesen Menschen anzupressen. Ich haßte diesen unbekannten Mann, nur weil er die war, und ich wollte ihn jagen:

„Wissen Sie vielleicht, ich geheimer Herr, wieviel Wert fünfzig Pfennige besitzen?“ Jetzt wäre er erstant, sogar ein klein wenig erschrocken, und er hätte auch ein unangenehmes Frösteln in der Rückenenge gefühlt. ... Ja, freilich, abends und in einer solch dunklen Gegend eine derartige Frage gestellt bekommen! Unheimlich! ... Er stände daher ganz ratlos und stumm vor mir und hätte gedacht, ich wäre ein Verrückter oder ein Beirunnter, denn eine solche Frage stellt ein normaler Mensch nicht. Er stände vor mir und hätte verstoßen um sich geblüht, ob Menschen in der Nähe wären.

„Ja, Sie brauchen gar nicht so erstaunt zu sein“, hätte ich weitergedeutet, „meine Frage ist ganz logisch, ich meine ein ganz gewöhnliches, eidergelbes Fünfzigpfennigstück, so wie ein wenig großer gewöhnlicher Groschen. Die meisten Menschen nämlich wissen es gar nicht und besonders diejenigen, die wie Sie solch einen schönen, runden Bauch tragen, welchen Wert so ein Geldstück besitzt. ... Seien Sie nicht so nervös, Herr, lassen Sie sich von mir gefälligst erklären, wie ich es meine. Schauen Sie, ich stand vor einigen Minuten in einem Metzgerladen und sah zu, wie die Bedienungsdame für mich etwas auf einer Waage wog. Dann hob ich meine rechte Hand, spreizte Daumen und Zeigefinger zu einer Zange, ließ sie in meine rechte, untere Westentasche tauchen und holte ein rundes, gelbes Ding heraus. Das war ein Fünfzigpfennigstück. Mein ganzes Vermögen... Jetzt laufe ich schnell essen... Nicht wahr, das war eine ganz belanglose Geschichte, aber Sie müssen bedenken, ich esse heute zum erstenmal und freue mich so darüber, daß ich es jemandem unbedingt erzählen mußte... Verzeihen wegen der Störung!“

Bis ich meinen Gedankenlauf beendete, war der dicke Herr schon längst irgendwo im Straßenlauf verschwunden. Ja, wahrlich, welche märchenhafte große Nacht solch ein Geldstück besitzt. Und welche sonderbare Gedanken der Hunger diktieren kann. ... Worhin, als ich in dem bläulichen, schwer nach Fett riechenden Metzgerladen stand und zusah, wie die Metzgerfrau mir die gekaufte Blutwurst abwog (Blutwurst, das ist ein höchst profaner Begriff, aber schließlich habe ich doch, um meinen Hunger zu stillen, Blutwurst gekauft), da fiel mein Blick auf diese mich bedienende weiche, plumpe Hand. Diese Hand sah wie ein schönes appetitliches Fleischstück aus und die Finger daran wie keine Weißwürstchen. Ich dachte: diese Finger treiben eine unerhörte Mitternacht, sie sind schon von dem Körperhaft abgefondert und passen sich ihrer wuchtigen Umgebung vollständig an. Wäldlich dachte ich, sie müßten auch nach Wurst schmecken. Da entstand ein unglaublich verrückter Gedanke in mir: ich dachte, es wäre sicherlich genügend, um meinen Hunger zu stillen, diese fettglänzenden Finger abzuplücken. Ich weiß, es war ein ganz unerantwortlich verrückter Gedanke, den mir der Hunger brachte — der Hunger, der mich zum Fluß hinuntertreibt, wo ich in der bedauern Dunkelheit ungestört, ohne mich schämen zu müssen, essen kann.

Ich lehne mich an das eiserne Gitter, das den Rai von Wasser trennt und hole hastig die Wurst aus meiner Tasche. Diese Hastigkeit fühlte ich. Die Gewißheit, daß ich jetzt endlich essen werde, peitscht meine Nerven. — Ich beiße und laue. Dieses Kauen ist eine mechanische Arbeit, denn ich fühle den Geschmack der Wurst nicht. Ich bin auch sonst von allen Gedanken und Gefühlen befreit, nur beiße ich wild dieses billige, harte Fleisch und schlucke das Essen herunter.

Dann ganz langsam kommen meine Sinne und Gedanken zurück. Ich merke schon den Geruch dieses Fleisches, werde langsam müde, wie aus einer bedrückenden Ohnmacht erwacht und fühle mich unbeschreiblich glücklich und zufrieden, daß ich meinen Magen füllen kann. Aber ich fühle gleich einen bitteren Nachgeschmack, daß in mir vorher trotz meiner Bildung, Denkbemühen, philosophischer Gefühle, Kultur — das Tier regierte.

Was nutzen uns alle diese Tieren, die wir als jenseitigen oder körperlichen Schmerz auf unser Dasein hängen? Wir werden doch

immer auf unseren niedrigen, tierischen Zustand aufmerksam gemacht. Wir sind von unserem Magen geknechtet. Wir sind gezwungen, realistisch zu fühlen, wenn wir hungrig sind.

Mein Essen ist beendet. Jetzt fühle ich mich wieder beruhigt. Genügend. Das letzte Stückchen der Wurst, das mit Korbel abgedundene Darmstück, werfe ich in weitem Bogen in den Fluß. „Für die Fische“, denke ich, aber ich weiß, ich warf dieses Darmstück nur deshalb weg, weil es ungenießbar ist.

Bis ich in dem hellerleuchteten Stadtteil anlangte, fand ich mich wieder.

Eine vorbeiziehende Frau lächelte mich lieb, freundlich an... Komisch... Ich habe zurückgelacht!... Ja, und wie blüht und funkelt dieses farbige Leben! Wie schön die Dächer sind! Wie lustig diese strudelnde Straße!

Ich bin vorher nicht Blutwurst, am Fluß? Ich hatte doch qualende, unangenehm bedrückende Gedanken! Wohin sind sie verschwunden?

Ein Bekannter spricht mich an:
„Na, wie geht es?“
„Danke, und Ihnen?“
„Danke...“

Das ist schon der Alltag... Wo sind dann die tiefen Geheimnisse des Lebens vergraben? In unserem Magen? In Blutwurst? ... alles ist Blutwurst!

Du, Caesar! Ich muß dir denken, daß ich diese Tiefe erbliden durfte! Diese schwindele, schwarze Tiefe! Und ich danke dir, daß ich wieder weiterkämpfen darf, weiterkämpfen über den Fluten! Kämpfen für mich und zu deinem Gefallen...
Denke daran, Caesar — du Leben!

Gefangene Löwen

Gestern sah ich Löwen. Feuerige Tiere mit brandroter, wallender Mähne und einem Funken im Blick, daß ich froh war, ein Gitter zu wissen zwischen mir und den Tieren.

Denn es waren gefangene Löwen. Gefangen sein ist keine Schande. Ist übermächtig das stärkste Tier. Doch wehe, wenn so ein Tier sich seiner Kraftstropfen, überlisteten Glieder erinnert und seine Reiner anstellt.

Ich glaubte es den Tieren ansehen zu können, wie sie darauf warteten, ihre Zähne im warmblutigen Fleisch eines Menschen zu vergraben, um über seine Nester hinweg in die Freiheit zu kommen. Und mein Herz schlug mit den Löwen.

Da öffnete sich der Käfig an einer Stelle. Ein Mensch trat hinein. Acht mächtige Löwen flehten die Zähne.

Der Mensch hob die Peitsche. Es zittert ein Knall.

In eine Ecke duckten sich die wütenden Tiere.

Noch einmal die Brank, wie in beginnender Ohnmacht erhoben, sah ich sie springen über ein Gemmis. Zitternd gehorchend jedem Kommando. Manchmal stürzte einer vor. Doch im hingehaltenen Stab, den er für den Arm seines Peinigers hielt, hielt er sich fest.

Kein Biß gefährdete den Menschen.

Ein Gott, stand der im Käfig. Verbeugte sich, weilsalzturm raste. Mein waren wieder die Tiere.

Stehen sich wund an den Stäben des Gitters. Sehnsucht nach der Freiheit der verlorenen Wüste brüllte aus ihnen gewaltig. Sie wissen den Weg nicht. Kennen die Kraft ihrer Glieder nicht mehr.

Würden sich sonst acht gepeinigete wütende Tiere ducken unter der Peitsche des Menschen?

Ich ging und schäme mich für die Löwen, deren Mut man befragt in zahllosen Liedern. Deren Kraft die Menschen verlinken in Gefächten und Sagen.

Lüge ist alles. Genau wie die Lieder vom schaffenden Wolfe, das gelobt wird als Schöpfer des Reichthums, Retter der Heimat, Träger der Wirtschaft und das hoch die Herren verachten. Weil es langt nach ihrer Peitsche.

Die Herren, das sind die Dompteure im glänzenden Frack. Hunger die Peitsche, mit der man uns willfährig macht. Der liebe Gott und die Autorität sind die Hölzer, die man uns hinhält, um uns abzulenkeln vom Sprung an die Rufe der Herren. Ermattet lassen wir los und halten die Herren für Götter.

Aber sie sind es nicht. Sie sind es nicht.

Einen Trick nur haben alle Dompteure. Man läßt die Dressierten nicht wissen, wie stark sie sind, und die es erfuhrten, lähmt man durch Hunger und läßt sie nicht mehr in die Manege, nicht mehr in die Nähe des Heren.

Sie bleiben im Käfig und für eine Mark zeigt man die wilden ungenährbaren Tiere. So macht man auch die Empörung zu Geld. Nicht anders ergeht es uns Menschen.

Auch uns nennt man wild und ungenährbar, wenn wir die gewaltige Kraft unserer Brüder austrufen zum Sprung in die Freiheit. Aber die Herren mit der knallenden Peitsche und dem lähmenden Juckerbrod hinweg.

Doch eins macht uns stärker. Wir wissen zu sparen die Kraft, die der Löwe in ohnmächtiger Wut an den Gittern des Käfigs verbraucht, wir warten auf die Zuschauer, wir warten auf jene, die die Reugier zu uns treibt, um ihnen zu sagen, wie arm sie sind. Daß sie ärmer sind als wir im engen Käfig, den unsere Stimme zerbricht, daß das Echo unserer Gedanken fortweht in die Welt. Gintweht in das Ohr der ärmsten, verlassensten Menschen und ihnen sagt, daß sie Löwen sind.

Gefangene Löwen, doch frei, wenn sie wissen, daß sie stark sind, unbewundbar, wenn sie sich erheben.

Und sie werden sich einmal erheben.

Darum schlägt mein Herz mit den Löwen. Erich Grijar.

Rangierbahnhof bei Nacht

Es ist Nacht. Die letzten Häuser der auf ihrem Sprunge in das offene Land erstarrten Stadt stehen wie schwarze Blöcke im Raum. Ich stehe auf einer schwanenden Brücke. Unter mir brennt das Geleucht roter und grüner Laternen. Reflex blauer Schienen lockt meinen Blick. Tausend Laternen, hingebuckt an den Boden, formen ein Bild, das schon ist wie der Himmel des Südens. Strobelnder Dunst steigt über die Erde aus den Poren der Erde und weht handdünne Schleier, die graue Pulvischen, den Blick trennen vom Blau der sternendurchlöcherter Himmelstende.

Rhythmisches Leuchten rollt eine Lokomotive heran. Ich fahre auf. Rhythmisches Leuchten rollt sie mit mir. Über mir fließt die Schiene einer Laterne. Fernher tut ein Horn. Die Sirene der Lokomotive legt auf. Neuer Hornruf gibt Antwort. Piffte gehen. Räumertimmen legen sich wie Staub, den ein erster Wind verweht, auf die Dinge. Gellur wie von Ketten. Signalapparate knarren. Zurück fahrt die Lokomotive.

Kuch-kü-kü, kü-kü-kü höhnt sie auf unter der Last einer endlosen Wagenkette. Vorbei. Hornrufe. Krillerpfeifen. Ferne Lichtpunkte werden zu Kreisen. Kommandos. Leuchten fahrt auf. Dem Schornstein der Lokomotive entquillt strahlende Wolke glühender Rufe. Rhythmisches Regent fahrt sich in zehntausend Lichtpunkten verflochten zur Erde.

Keine Signale. Langgezogenes Pfeifen. Gepolter abfallender Wagen. Harker, ununterbrochen sich wiederholender Aufschlag auf den Stößen der Schienen. Dumpfes Gedöhn angefahrener Bremsen.

Kü-kü-kü-kü, kü-kü-kü jagt die Lokomotive heran. Wieder verklingendes, fernher tönendes Pfeifen. Hornrufe. Keine Wagen schleppt sie vorbei. Gefumm sich spannender Drähle. Weichengeflurt.

Abprall ineinander geschobener Züge und Wagen, die den Rangierhang hinunterlaufen.

Quichquichquichquich höhnt die Lokomotive. Und es ist wie das Stöhnen einer alten Frau, die dem ausziehenden Sohne in den Stunden der Nacht die Sachen zusammensucht, die er braucht für die Reise, die ihn am frühen Morgen fortführen soll in die Ferne.

Und ist sie nicht auch so eine alte Mutter, die Rangierlokomotive? Sucht sie nicht aus dem Wirrwarr der Geleise, aus dem endlos verknäuelten Gassen angefahrner Züge Wagen um Wagen heraus. Stellt sie nicht zusammen die neuen Züge, die morgen früh, jeder in anderer Richtung den Bahnhof verlassen sollen? Hierzig, fünfzig Wagen in langen Reihen. Geschleppt von der jungen Luft unverbrauchter Lokomotiven? Und ist nicht jede ihr Kind, das sie lieb hat und das ihre Sehnsucht begleitet? Denn einst war auch sie jung und strahlend wie die Lokomotiven, die im Schuppen den Morgen er warten und wie sie zog die Last der gekuppelten Züge weit in das Land.

Der Morgen dämmert. Die Rangierlokomotive fährt klappernd in ihren Schuppen. Die Signallaternen verblassen. Ein langgezogenes Pfeifen. Mit schnaufendem Krächzschliff, krächzschliff fährt der letzte Zügezug davon. Dann wird es still. Die Hornrufe schweigen. Heimlehrende Rangierer begrüßen die Kollegen vom Tagdienst. Ihre Stimmen klingen hell in der kristallinen Luft des Morgens.

Dann sind sie fort. Fleischloses Skelett liegt der Bahnhof, den in der Nacht mythische Geräusche sanftvoll belebten, im Licht des Tages. Die ersten Züge rollen heran. Niemand sieht ihnen an, daß auch sie von der Sorgfalt einer mütterlichen Lokomotive zusammengestellt wurden in den dunklen Stunden der Nacht. Erich Grijar.

Arbeiter, Bücher und Bildung

Noch vor rund zwanzig Jahren gehörte es zu den Seltenheiten, daß der Arbeiter eine irgendwie nennenswerte Bücherei sein eigen nennen konnte. Zumeist fehlte es ihm an dem dazu nötigen Geld, und das Wenige, das er an Lohn erhielt, reichte nun gerade so hin, um die dringendsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die überlange Arbeitszeit ließ ihm zudem auch nur sehr wenig freie Zeit übrig. Von Natur aus ein Bücherwurm war, der fand Mittel und Wege, sich Bücher zur Unterhaltung oder Belehrung zu verschaffen. Die Freude am Besitz des eigenen Buches aber war nur verhältnismäßig weniger eigen. Erst ganz allmählich hat sich im Laufe der Jahre das Bedürfnis für den Bücherbesitz vermehrt, so daß man heute vielleicht getrost behaupten kann, der größte Teil der aufgestellten organisierten Arbeiter hat eine, wenn auch noch so bescheidene eigene Bücherei, ja, es gibt sogar eine ganze Anzahl, die schon ziemlich ansehnliche Bücherbestände in ihrem Besitze haben.

Biel haben zu dieser Entwicklung besonders auch die Buchgemeinschaften beigetragen, die einen regelmäßigen Beitrag erheben und dafür, meist alle Vierteljahr, ein gutes Buch liefern. Die organisierten Buchdrucker zum Beispiel haben sogar eine eigene Buchgemeinschaft ins Leben gerufen, die die Büchergilde Gutenberg, die einen Monatsbeitrag von 1. Mark erhebt und dafür unfreiwillig nicht nur inhaltlich wertvolle Bücher liefert, sondern auch dem äußeren Gewande, dem Einband, und auch der inneren Ausstattung ein dem Zweck entsprechend Aussehen gibt. Nichtmitglieder können für ein Einjahresgeld von 75 Mark aufgenommen werden.

Der Gedanke, eine eigene Buchgemeinschaft ins Leben zu rufen und die andere Arbeiterkraft dazu einzuladen, ist von den Buchdruckern durchaus verständlich; wo anders, wenn nicht bei den Fachleuten, soll denn die Buchherstellung in besseren Händen liegen? Zudem sorgt ein Stab literarisch vorgebildeter Klassengenossen für eine Auswahl der Werke, der Gewähr dafür bietet, daß der Mitgliedern weder Schuld noch Schmutz in die Hände gegeben wird. Steht doch an der Spitze dieses Stabes der in Arbeiterkreisen bestens bekannte Arbeiterdichter Ernst Brezgang.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Werke aufzählen, die bisher erschienen sind. Neuerdings erschien ein populär-wissenschaftliches Werk von Dr. E. Meyenberg: „Zeugung und Zeugungsregelung“, das berechtigt Aufsehen erregte, weil es die Dinge, die für viele bisher leider schamvoll verschwiegen gehalten wurden, in leicht verständlicher Weise ohne Bräuberle zur Sprache bringt. „Erlerne dich selbst“, diese Worte des Apollontempels in Delphi möchte man diesem Buche als Leitwort geben, weil nichts mehr zur Bereicherung des Wissens beiträgt als die Erkenntnis seiner selbst. Das eben ist ja das große Geheimnis unserer Gebildeten“, daß sie neben ihrer guten Ausbildung auf höheren Schulen und Universitäten meistens über eine ansehnliche Bücherei verfügen, die ihnen nicht nur weitere Erkenntnisse vermittelt, sondern auch die bisher erhaltenen immer von neuem auffrischt. Darum sollte jeder Arbeiter, der es mit seiner geistigen Fortbildung ernst nimmt, mit allen Kräften danach trachten, möglichst in den Besitz einer eigenen Bücherei zu kommen. Bücher vermitteln Wissen, Wissen erzeugt Bildung, und Bildung macht frei! Durch unsere eigene geistige Fortbildung können wir, jeder an seinem Teil, beitragen zur Befreiung der Arbeiterklasse. A. Gr.

Die Badsteinleger, Maurer und Pfisterer der staatlichen Marineverbände der Vereinigten Staaten stellten kürzlich eine Forderung auf Lohnerhöhung. Der uniformierte Vorgesetzte lebte die Forderung ab. In seinem Schreiben wies er darauf hin, daß die Badsteinleger ja jetzt schon mehr erhielten als die jüngeren Astronomen des Martinez-Observatoriums, die nur 35 Dollar die Woche hätten. Die Badsteinleger gaben sich mit diesem Scheiß nicht zufrieden, sondern beauftragten den ersten Vorsitz der ihrer Gewerkschaft, dem höchsten Vorgesetzten der Staatswerke die Forderung zu unterbreiten. Die Folge war ein Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. In dem Briefe wurde gegen den Ablehnungsgund (daß ja auch die Astronomen nur 35 Dollar die Woche hätten) eingewendet, wenn die Astronomen — Sternleger heißt es wörtlich — nicht soviel bekämen wie die Badsteinleger, so komme das daher, weil sie nicht soviel Verstand zeigten. Wenn sie gleichviel Verstand zeigten, dann wären sie gleichfalls organisiert und hätten dann wahrscheinlich mindestens soviel Lohn wie die Vorkälter. Allerdings, fügte der Vorkälter der Badsteinleger bei, „Innen ja die Sternleger auch keine Badsteine legen“. Was damit dem Präsidenten angedeutet werden sollte, ist leicht zu erraten. Nämlich, daß er, der oberste Beamte des herrlichen Landes, womöglich noch in einer Höhe hauste, wenn es keine Badsteinleger gäbe, während für den Präsidenten und des großen Landes Wohl die Tätigkeit der Sternleger ziemlich gleichgültig sei, hintermalen auch ohne deren Tun und Gerede die Sterne ihren Lauf unbedeutend fortsetzen.

Nun meldeten sich die so arg verlassenen Sternleger zum Wort. Zwar wollten sie den Gedanken, eine Gewerkschaft der Sonnen-, Mond- und Sternleger zu gründen, nicht als ungewöhnlich abtun, allein es dürfte nicht vergessen werden, daß ihre Gewerkschaft nicht so einflußreich wie die der Badsteinleger sein könne, weil der Beruf der Sonnen-, Mond- und Sternleger eben noch nicht allgemein als eine wirtschaftliche Unentbehrlichkeit gelte. Wenn den Badsteinlegern eine Lohnforderung abgelehnt werde, streikten sie und der Häuserbau stände still, wodurch sie ihre Unternehmer zum Nachgeben zwängen, wenn aber die Astronomen streikten, dann ständen Sonne, Mond und Sterne noch nicht still, sondern bewegten sich nach wie vor, selbst wenn der Streit den ganzen Sommer durchgehalten werde.

Auf diese Beweisführung hin meldete sich ein Sachverständiger der Astronomen, ein Archäologe. Er erklärte, sein Beruf erzeuge sich gleichfalls nicht der Nachmittage der Badsteinleger. Denn wenn er mit seinen Kollegen erklärte: „Einen Großen Zulage die Stunde und doppelten Lohn für Überarbeit über die Mummien bleiben in ihren Höhlen liegen“ so würde man sich ob dieser Drohung vielleicht kanzeln lassen, aber ausgerichtet würde damit nichts, weil man eben das Ausgraben von Mummien und alten Steinen nicht für so unentbehrlich halte wie das Badsteinlegen. Und daß die Präzedenz und die Tutankamens sich mit der streikenden Archäologengewerkschaft solidarisch erklarten, sei auch nicht gerade anzunehmen, denn die wollten ihre Ruhe haben.

Ob sich der Präsident der Vereinigten Staaten diese Gründe gegen die lohnfordernden Badsteinleger zu eigen macht, ist noch nicht bekannt.

Badsteinleger und Astronomen

Die Badsteinleger, Maurer und Pfisterer der staatlichen Marineverbände der Vereinigten Staaten stellten kürzlich eine Forderung auf Lohnerhöhung. Der uniformierte Vorgesetzte lebte die Forderung ab. In seinem Schreiben wies er darauf hin, daß die Badsteinleger ja jetzt schon mehr erhielten als die jüngeren Astronomen des Martinez-Observatoriums, die nur 35 Dollar die Woche hätten. Die Badsteinleger gaben sich mit diesem Scheiß nicht zufrieden, sondern beauftragten den ersten Vorsitz der ihrer Gewerkschaft, dem höchsten Vorgesetzten der Staatswerke die Forderung zu unterbreiten. Die Folge war ein Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. In dem Briefe wurde gegen den Ablehnungsgund (daß ja auch die Astronomen nur 35 Dollar die Woche hätten) eingewendet, wenn die Astronomen — Sternleger heißt es wörtlich — nicht soviel bekämen wie die Badsteinleger, so komme das daher, weil sie nicht soviel Verstand zeigten. Wenn sie gleichviel Verstand zeigten, dann wären sie gleichfalls organisiert und hätten dann wahrscheinlich mindestens soviel Lohn wie die Vorkälter. Allerdings, fügte der Vorkälter der Badsteinleger bei, „Innen ja die Sternleger auch keine Badsteine legen“. Was damit dem Präsidenten angedeutet werden sollte, ist leicht zu erraten. Nämlich, daß er, der oberste Beamte des herrlichen Landes, womöglich noch in einer Höhe hauste, wenn es keine Badsteinleger gäbe, während für den Präsidenten und des großen Landes Wohl die Tätigkeit der Sternleger ziemlich gleichgültig sei, hintermalen auch ohne deren Tun und Gerede die Sterne ihren Lauf unbedeutend fortsetzen.

Nun meldeten sich die so arg verlassenen Sternleger zum Wort. Zwar wollten sie den Gedanken, eine Gewerkschaft der Sonnen-, Mond- und Sternleger zu gründen, nicht als ungewöhnlich abtun, allein es dürfte nicht vergessen werden, daß ihre Gewerkschaft nicht so einflußreich wie die der Badsteinleger sein könne, weil der Beruf der Sonnen-, Mond- und Sternleger eben noch nicht allgemein als eine wirtschaftliche Unentbehrlichkeit gelte. Wenn den Badsteinlegern eine Lohnforderung abgelehnt werde, streikten sie und der Häuserbau stände still, wodurch sie ihre Unternehmer zum Nachgeben zwängen, wenn aber die Astronomen streikten, dann ständen Sonne, Mond und Sterne noch nicht still, sondern bewegten sich nach wie vor, selbst wenn der Streit den ganzen Sommer durchgehalten werde.

Auf diese Beweisführung hin meldete sich ein Sachverständiger der Astronomen, ein Archäologe. Er erklärte, sein Beruf erzeuge sich gleichfalls nicht der Nachmittage der Badsteinleger. Denn wenn er mit seinen Kollegen erklärte: „Einen Großen Zulage die Stunde und doppelten Lohn für Überarbeit über die Mummien bleiben in ihren Höhlen liegen“ so würde man sich ob dieser Drohung vielleicht kanzeln lassen, aber ausgerichtet würde damit nichts, weil man eben das Ausgraben von Mummien und alten Steinen nicht für so unentbehrlich halte wie das Badsteinlegen. Und daß die Präzedenz und die Tutankamens sich mit der streikenden Archäologengewerkschaft solidarisch erklarten, sei auch nicht gerade anzunehmen, denn die wollten ihre Ruhe haben.

Ob sich der Präsident der Vereinigten Staaten diese Gründe gegen die lohnfordernden Badsteinleger zu eigen macht, ist noch nicht bekannt.



Verbandsleben



Ein reisender Kollege flagt

Die folgende Schilderung geht uns von einem alten Verbandskollegen zu. Da wir ihre Wichtigkeit nicht in jedem Falle nachsprühen vermögen, haben wir die Orte nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet. Wir sind überzeugt, daß es nur dieser Hinweis bedarf, um unsere Ortsverwaltungen zu veranlassen, nachzusehen, daß bei ihnen solche Klagen unmöglich sind. Schriftleitung.

Zu der Kolumne der Metallarbeiter-Zeitung ersucht ein Kollege, es möge mehr darüber berichtet werden, wie es heute auf der Landstraße aussieht. Darüber könnte man ein ganzes Buch schreiben. Ich will mich aber darauf beschränken, davon zu erzählen, was man auf unseren Verbandsbüros erleben kann, wenn man Unterstufungen abhebt, und nebenbei soll etwas über das heutige Herbergsweesen gesagt werden.

Das Verbandsbüro im Metallarbeiterheim in dem Württembergischen U. schläft seine Pforten um 5.30 nachmittags. Sat man nach langem Fußmarsch das Geschäft, eine Viertelstunde so spät dort eingutreffen, so muß man unweigerlich bis andern Mittag 11 Uhr warten, ehe man auf dem Büro sein Geld erheben kann. Die Herberge ist im gleichen Hause, und wenn das Verbandsbüro in Ordnung ist, kann man wohl auch auf „Kredit“ schlafen. Man muß aber auf alle Fälle bis zum andern Morgen um 11 Uhr da bleiben. Ob ich am Nachmittag zu Fuß noch eine andere Zahlstelle erreichen kann oder nicht, darum kümmert sich kein Verbandsbetriebsrat. Noch schlimmer ist es, wenn man am Sonnabend nach 2 Uhr mittags in U. eintrifft. Dann darf man nämlich bis zum Montagmorgen um 11 Uhr warten. Sonnabends wird nämlich das Büro schon um 2 Uhr geschlossen. Wenn du Geld hast, so wartest du bis Montag mittag und bleibst dir solange die alte Stadt mit dem Münster an. Hast du aber kein Geld, so geht du ein paar Stunden „Moppen“. Wenn du das nicht kannst, so bist du dir die Verpflegung und verschwindest am Sonntagvormittag.

Ich schilbere dies nicht, weil ich etwa mit unserm Büropersonal in U. ein Gütchen zu rufen habe, sondern weil ich es so jaß auf allen Verbandsbüros getroffen habe. Man ist genötigt, sich entweder obdachlos zu machen oder Wanderarbeitssünder und Verpflegungsstationen aufzusuchen. Besonders in Württemberg und in Westfalen ist das Wanderarbeitssünderweesen so raffiniert ausgeklügelt, daß man eben nur Wanderarbeiter sein, das heißt daß man ununterbrochen arbeiten und marschieren muß. Dadurch ist den Wanderern — obdachlos! — der Besuch von Arbeitsämtern und Gewerkschaftsbüros unmöglich gemacht. In Württemberg findet man sogar überall in den Stationen Anschläge, daß das Unwesen polizeilich verboten sei. Der alte Polizei- und Obrigkeitssinn ist nicht totzubiegen. Die Wanderarbeitssünder vermitteln nämlich, zum Teil in Verbindung mit den Arbeitsämtern, auch Arbeit. Fragt aber nicht, was für welche! Jedenfalls möchte ich den Fabrikbetrieb aus der Metallbranche sehen, der gelehrte Leute auf der Wanderarbeitssünder sucht. Obigen kann man, wenn man als Kunde erkennbar ist, auf den Arbeitsämtern mancherlei erleben. Die ansehnlichen Arbeitsstellen in Berlin sehen so wie die von Postmännern den Stunden an wie die Kasse. Mander Arbeitsvermittler, der früher selbst einmal Arbeiter war, gibt den reisenden Arbeitslosen den höhnischen Rat, einen Hausen Arbeitstische mitzunehmen oder Arbeit mitzubringen.

Ich komme als Kunde nach A. Hier gibt es einen schönen Gewerkschaftsplatz mit großem Restaurant. Am Fenster hängt die Speisekarte. Wenn du wenig oder gar kein Geld hast, so bleibe als Kunde lieber draußen, denn Schlägeleckenheit gibt es für dich da doch nicht. Es ist eine private GewerkschaftsHerberge am Ort. Die Wenter gehen ja, Schlaggeld 1 M. Ein besonderes Fremdenzimmer (Stundenstube) ist nicht da, da wohnt in der herrlich-geräumigen Villa jede eine. Jeder weiß ja, wieviel es Schlaggeld gibt. Hat man nicht jaß Geld, so kann man auch da nicht hingehen, weil man doch nicht gut den anderen zuschauen kann, wie sie ihre halben und ganzen Markstücke leeren. Also geht man ins Stadchloßmarkt ober auf die Verpflegungstation.

Königsberg hat eine feindliche Herberge, in der nur organisierte Arbeiter aufgenommen werden. Man bezahlt dort für ein gutes Bett mit vorherigem Brausebad (wenn ich mich noch recht erinnere) nur 50 S. Es ist ein hübscher Ansehenstilismus mit Heizung, da, der gar nichts Herbergschönheit an sich hat. Gehen hinaus an der Feuersäule ist sogar ein kleiner Garten mit zwei Bänken für die Kunden. Bekommt man in Königsberg Arbeit, kann man, natürlich gegen Bezahlung bis zu vier Wochen daselbst. In der Herberge selbst erhält man Kaffee und Brotchen für wenig Geld. Warum kann man denn jetzt in Königsberg so etwas für die wandernden Arbeiter machen?

Jede nicht gut zu keine Verwaltungsverhältnisse gibt ausgezeichneten Mitarbeitern, namentlich wenn sie älter sind. Ein Ortsgesells. hat das jaß noch so groß sein wollen. W. ist hierin so kein. Der Beamte als Schüler 5 gibt dem zureichenden Fremden, wenn er angeheuert ist und uns Ortsgesells fragt, die süße Antwort: „Wir haben jaß Arbeitslose genug.“ Ich brauchte einige 10-Mark-Stücken für die Besichtigung. Also ging ich in den 1. Stad. Ohne Geld ist nichts zu machen!

Die Stadt G. hat ein ihrer Größe entsprechendes Gewerkschaftsheim mit ebenfallsem Restaurant nicht weit vom Hauptbahnhof. Die Metallarbeiter, die in dem Gewerkschaftshaus ihre Häuser haben, geben in wohlhabendem Gegensatz zu A. an Anwesenheit 1.50 M. Ortsgesells. Da ich im Gewerkschaftshaus eine Herberge nicht fand, ging ich ins App. Dort gab es ein Brausebad, eine Stunde gutes Nachtessen und eine eigene Party ohne Geld. Am andern Morgen gab es eine Tasse Kaffee und ein Stück trockenes Brot. Wenn dich dreimal kommen, und alles das kostet nichts! Was willst du denn noch mehr, wenn du auf Tappetei gehst?

Es gibt in H. auch noch eine Herberge zur Heimat, eine andere in einer kleinen Anlage und oben an der Schwarte mit einem wunderbaren Ausblick auf den Hafen. Dort kannst du die ganze Nacht auf einer Bank sitzen bleiben, wenn du nicht fräckt oder ein Regenmacher die Spitz verdirbt. Aber einpflanzen darfst du nicht. Das ist gleich, ob es am Schwärziger Stadighafen in Dresden auf einer Bank einpflanzen darfst oder auf den Bänken am Hauptbahnhof mit dem besten See und dem herrlichsten ungeliebten Spitzer der Götter Alpen vor dir. Da verlierst du dich gar nicht auf eine geistliche Gestalt neben dir, dich ist noch eine Felle etwa dreißigmal wieder ansieht und verschwehelt. Und hat dich nicht noch ein Kollege in deiner Nähe gestrichelt, so wachst du am Morgen mit geröteten und blauen Augen auf, und bist noch mehr erschrocken, wenn du das noch bester hast, daß hier kein

Die Geschäftsstelle H. hat ein gemütsches Gewerkschaftsheim mit einer kleinen, hübschen Herberge und ebenfallsem Rest. Der Verband gibt für die Besichtigung 1 M. Ortsgesells. Dazu bekommt du außer einem Bett eine Stunde gutes Gemüts, ich glaube, es war sogar ein Stück Brot da. An einem Feiertagabend, Ende August, traf ich da ein. Im Saal war ein feines, würdiges Wetter. Wir waren etwa ein halbes Dutzend Fremde da, einige Berliner, Berliner darunter. Die Herberge war schon eine Nacht im geschloßenen und wir wollten noch einmal drübersehen, um am Sonntag früh wieder zu wandern. Wir hatten inoffiziell die Besichtigung eines den Zeit gemacht. Was hast du noch übrig bis in den frühen Nachmittag hinein in der Besichtigung stehen. Da bist es auf einmal: „Der Herr einmahl frägen Sie, was heute Nacht nicht mehr hier bleiben, wir de-lassen Sie.“ Geht auf eine Barabänderherge? Es waren Berliner von irgendeinem Ort, oder am besten. Damit was diese Leute, die in Brot und Lohn sehen, übernachten konnten, darf man

einfach die organisierten Fremden am Samstagabend aus der Herberge hinaus. Beschwerden von Handwerksleuten sind zwecklos; sie werden mit einem Nicken beantwortet. Wenn du keine Lust dazu hast, die endlose... strähe hinaus zur Wanderarbeitssünder zu tippeln, dann geht du nach dem Polizeipräsidium und meldest dich obdachlos. Da schläft du hinter verschlossener Tür in bunter Gesellschaft die Nacht durch auf einem Strohsack. Am Morgen erhältst du zur Stärkung Kaffee mit Brot und dann ziehst du weiter. Was willst du mehr? Das Wetter war Sonnabend abend dann schön geworden. Ich zog es deshalb vor, zu verschwinden. Ehe ich meine 55-jährigen Knochen, wie schon so oft, am Saume der Landstraße zur Nachtruhe anzüchte, ah ich die Südstadt Brot und Würst auf, die ich mir unterwegs verschafft hatte. Zaba hatte ich auch noch, so daß ich vor dem Einschlafen noch ein Pfeifchen schmachten konnte. Dann schlief ich, ein und hatte einen seltsamen Traum vom Zukunftsaufbau.

N. a. d. Weiser ist ein hübsches Städtchen; vor der Stadt lag noch Getreide, wie fürs Nachtlager gemacht. Die dortigen Metallarbeiter geben als Ortsgesells 60 S. und eine Schlämmke für eine kleine, saubere Wirtschaft. Wenn man dort eintritt, so sagt der Wirt gleich, man möge sich hinten in die Ecke setzen. Will man nicht trocken bleiben und am Morgen ohne Kaffee weggehen, so muß man eben Geld mitbringen. Im andern Falle geht man in N. um die nächste Straßenecke, da ist man auf der Herberge zur Heimat mit Wanderarbeitssünder. Dort erhält man alles einschließlich Mittagessen am folgenden Tag. Man muß aber den halben Tag bis zum Mittag 5 Uhr machen. Der Herbergsbetriebsrat will mit seiner Familie auch leben, und das nicht schlecht. Die Herberge soll sich selber erhalten und auch noch das darin stehende Kapital gut verzinsen. So ist es überall.

Die Metallarbeiter vieler Orte geben ein Ortsgesells in Form einer Schlämmke. Ob sie bezahlt sind, der Wanderer könne sich für die 60, 75 oder 100 S. ein paar Schnäpse kaufen, weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich noch nie davon gehört, daß man bei ansehnlichen Arbeitslosen Besorgnis empfindet, ihnen eine Unterstufung in bar auszubehändigen. Man kann doch, wenn man kein Geld hat, sich nicht trocken in eine Wirtschaft hineinjagen und morgens wieder ohne Kaffee fortgehen. Also muß man eben jaß Geld haben oder auf das Ortsgesells verzichten. Mit noch zwei Kollegen kam ich an einem Sonnabendabend nach S. im Siegerland. Wir kamen von dem 40 Kilometer entfernten N. Am Verbandsbüro war ein Anschlag, laut dessen von 4 bis 6 Uhr Württemberg ist. Es war 5 Uhr und niemand im Büro. Also auf die Herberge und Verpflegung geholt. Sie war nicht schlecht, Sonntags braucht man ja nicht dafür zu arbeiten. Am Sonntagmorgen gingen wir zu dritt nach der Wohnung des Metallarbeiterbetriebsrats. Nach einer Weile guckte im Oberstübchen ein Mann zum Fenster heraus und teilte uns mit, wir möchten Montag jaß ins Büro kommen. Ist denn das alles die 75 S bis 1 M wert? Als es man sich die paar Pfennige zum Verzehr holen! Wenn ich mal richtig „Minken pufen“ gehe, dann brauche ich die paar Großen Ortsgesells nicht mehr.

Im badischen S. ist eine Arbeitstube. Es gibt da auch ein Ortsgesells. Kommt man aber auf's Büro, so wird man durch einen Anschlag belehrt, daß das Büro überhaupt nur zweimal in der Woche je zwei Stunden geöffnet wird. Derzeitige Zahlung gibt es in Deutschland noch mehr. Küßt es sich denn nicht einrichten, daß der wandernde Kollege am Abend, wenn er müde eintrifft, sicher ist, daß er wenigstens bis 7 Uhr überall eine paar Großen erhält? Man kann nicht immer den Verbandsangestellten die Schuld geben, wenn der Fremde ohne seine paar Großen verhiert und enttäuscht weiterziehen muß. Von denen, die heute auf der Landstraße sind, hat nur ein geringer Bruchteil ein gültiges Verbandsbuch bei sich, obgleich der gewerkschaftlich wirkliche Gleichgültige in Deutschland und besonders auf der Landstraße jetzt selten ist. Wenigstens habe ich das auf meiner Amonatigen Walze gefunden. Als alter organisierter Kollege forcht man natürlich nach der Meinung über die Gewerkschaft und nach dem Grunde des Nichtvorhandenseins des Verbandsbuchs. Da kann man denn zuerst die üble Erfahrung mit dem Kaffee, Geld oder die hier geschickte Art der Auszahlung hören. Dazu kommen noch andere Klagen. Es ist Sache der Ortsverwaltungen, die Klagen abzufüllen oder darauf zu sehen, daß die reisenden Kollegen kollektiv behandelt und untergebracht werden, damit sie eine gute Erinnerung von der Verwaltungsverhältnisse mitnehmen und sie, die auf der Wanderarbeitssünder mit einer Masse Arbeiter in Verbindung kommen, zu Helfern für die Gewerkschaft werden. Mit wenig Geld, etwas Freundlichkeit und mehr Fürsorge könnten die Ortsverwaltungen viel ausgerichtet und Tausende von Mark für andere Verbesserungen sparen. Die Hauptsache ist, daß Geld und Kraft dort eingesetzt werden, wo sie den höchsten Nutzen bringen. Und das kommt mir bei besserer Behandlung und Versorgung der wandernden Mitglieder der Fall. A. 2.

Nachlässigkeit des Beitragstassiers

Von der Frau eines Verbandsmitgliedes wird uns geschrieben:

In den letzten Nummern der Metallarbeiter-Zeitung wird von mehreren Seiten unterucht, wie die Mitglieder und deren Familienangehörigen veranlaßt werden können, die Zeitung mehr oder gründlicher zu lesen. In den vielen Zuschriften ist aber ein Mifsstand unbestritten geblieben, den ich hervorheben will. Dieser Mifsstand ist mir die letzten Wochen besonders aufgefallen. Er sei kurz angedeutet: Wir erhalten die Metallarbeiter-Zeitung durch den Beitragstassier. Er kommt, steht den Beitrag ein, legt die Zeitung hin und geht wieder davon. Manchmal spricht er über das Wetter, über die Nachbarsfrau oder ähnliche gleichgültige Sachen, weiß aber redet er gar nichts. Wenn man fragt, wann die Zeitung in die Tasche, so ist in der Werkstatt zu lesen, und wenn ich abends, wenn ich Zeit zum Lesen habe, auch mal nach der Zeitung frag, jagte der Herr der Erhaltung, was da drin steht, verweist ihr Weiber ja doch nicht. Zufällig was ja auch viel von dem Inhalt der Zeitung für mich und meine erwachsenen Kinder nicht gerade fesselnd und verständlich. Das mag auch mit Jahren gemein sein, daß ich nicht oft genug die Zeitung las. Vor 14 Tagen aber lachte mich das Bild auf der ersten Seite, mir die Zeitung wieder mal gründlich anzusehen. Und da erwiderte ich zu meiner Überraschung, daß sie ja sehr viel Interessantes für die Frauen und großen Kinder enthält. Wir laßen viel davon, Reden sie dann weg, damit der hohe Herr sie nicht gleich wieder auf Nummerwiedersehen einstellt. Am andern Abend sagten wir ihm, daß die Zeitung ja viel enthält, was auch wir namentlich den Weiber lesen müßten und verstanden. Da erfuhr ich denn, daß die Zeitung schon wochenlang größeren Umfang und andern Inhalt hat. Ich glaube, wenn ich nicht durch Zufall auf die Zeitung aufmerksam geworden wäre, ich hätte weder von meinem Mann noch von dem Kassier etwas von ihrer Umgestaltung erfahren. Damit bin ich bei dem Mifsstand angelangt, von dem ich oben sprach. Meines Erachtens hätte der Beitragstassier die

Bitte, die Frauen bei der Kassierung auf diesen oder jenen Aufsatz der Zeitung aufmerksam zu machen. Anstatt vom Wetter oder von der Nachbarsfrau zu reden, könnte der Kassier ganz gut zu der Frau, die ihm den Beitrag übergibt, sagen: „Diesen oder jenen Aufsatz sollten Sie mal lesen.“ Darauf könnte er seine ganze Unterhaltung beschränken. Und wenn er das ein paar Mal gemacht, würden die Frauen ganz von selbst die Zeitung regelmäßig durchsehen. Natürlich muß der Kassier selbst die Zeitung vorher gelesen haben, damit er den guten Rat zum Beseren geben kann. Wenn aber der Kassier selbst zu nachlässig ist, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß auch die Frauen in Gewerkschaftssachen nachlässig sind und bleiben.

So nachlässig wie der Kassier, sind eben auch unsere Herren der Schöpfung. Wenn sie nur halb so schlau wären, wie sie sich einbilden, dann hätten sie immer ihre Frauen und Kinder auf einen lebenswerten Aufsatz aufmerksam gemacht und mit ihnen dessen Bedeutung durchgesprochen oder erklärt. Daran denken aber die hohen Herren kaum. Entweder lesen sie selbst die Zeitung nicht oder verstehen sie nicht oder sind zu faul, ihre Familienangehörigen aufzuklären. Und dann reden sie, die Frauen verstanden von der Gewerkschaft und der Partei nichts, oder es wird gejamert, die Frauen seien rückständig und stimmten bei den Wahlen für die Arbeiterfeinde. Die Rückständigkeit scheint mir weniger bei den Frauen, als bei den Männern zu liegen. Das habe ich meinem Mann jetzt auch wieder deutlich gesagt. Da es aber vielleicht Frauen gibt, die nicht so eindrucksvoll wie ich mit ihrem Mann zu reden wagen, so habe ich diese Zeilen geschrieben, die meine weniger mutigen Schwestern nur ihrem Herrn der Schöpfung hinzulegen brauchen, damit er seine Unterlassungssünde einmal schriftlich erfährt.

Die Metallarbeiter-Zeitung ist jetzt so, daß sie für alle Frauen viel Wissenswertes bringt. Da unser Beitragstassier immer noch nichts von der Zeitung spricht, so habe ich mir vorgenommen, selbst mit ihm darüber zu reden. Nach und nach hoffe ich, ihn soweit zu haben, daß er sich mit dem Inhalt vertraut gemacht hat, bevor er zum Kassieren geht. Die Aufklärungsarbeit werde ich auch bei meinem Mann und den Kindern versuchen. Besser wäre es allerdings, die Männer selbst besorgten, wie es wohl ihre Pflicht ist, die Aufklärungsarbeit in ihrer Familie. Sie würden dadurch die Klage abstellen, die Gewerkschaftsbeiträge seien zu hoch oder unnützlich, der Mann hätte bald eine überzeugte Mitkämpferin und der Beitragstassier sände freundlichere Gesichter. Da man auch bei den Herren der Schöpfung die Hoffnung nicht ganz aufgeben soll, so ist es vielleicht möglich, daß diese Zeilen dazu beitragen, einen großen Mifsstand zu beseitigen. E m i l i e G.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Berlin. Für die Arbeiter der Deutschen Orthopädischen Werke wurde laut Vereinbarung eine Lohnerhöhung von 3 und 4 S für die Männer und 2 S für Frauen erzielt. Die Akkordpreise werden ab 25. April um 7 v. H. ab 2. Oktober um weitere 3 v. H. erhöht. — Eisen (Wegit). Für die in der Elektroindustrie Beschäftigten ist eine Erhöhung der Löhne um 5 S in der Spitze erzielt worden. Gültig bis zum 31. Dezember 1927. — Grünberg i. Schl. Erreicht wurde nach zweiwöchentlichem Streit eine Lohnerhöhung von 6,5 S ab 1. April. Die Akkordpreise werden entsprechend erhöht. Gültig bis zum 31. März 1928. — Güttrum. Durch Verhandlungen wurde eine Lohnerhöhung von 5 S ermöglicht. Der Spizenlohn beträgt 64 S. Gültig bis Ende dieses Jahres.

Braunschweig. Durch Vereinbarung wurde der Spizenlohn auf 77 S festgesetzt. Die Lohnerhöhung beträgt 5 S.

Hamburg. Durch Verhandlungen wurde eine Lohnerhöhung von 5 S erzielt. Die Akkordpreise wurden um 6 v. H. erhöht. Der Spizenlohn beträgt 78 S. Gültig bis 30. September d. J. und für 6000 Arbeiter. — Harburg (Bezirk Hamburg). Schiedspruch brachte in der Metallindustrie eine Lohnerhöhung von 6 S. Der Spizenlohn beträgt 76 S. In der chemischen Industrie in Harburg war ein Streit wegen Lohn- und Verdienstausgleichung erforderlich. An demselben sind 90 Kollegen beteiligt. — Heide (Bezirk Hamburg). Streit wegen ungenügender Lohnerhöhung. Darauf Aussperrung von 75 Arbeitern. Inzageamt kommen 90 Beteiligte in Betracht, davon 60 Mitglieder des DMB.

Leipzig. Die Löhne für Feilenhauer erhöhen sich laut Vereinbarung ab 1. Mai um 7 S. ab 1. Oktober um weitere 2 S in der Spitze. Der Spizenlohn beträgt ab 1. Oktober 1927 1 M die Stunde. — Mecklenburg. Der bisherige Spizenlohn wurde durch Schiedspruch, der eine Lohnerhöhung von 5 S bestimmte, auf 68 S festgesetzt. Gültig bis 31. Dezember d. J. — Nordhahn am (Bezirk Hamburg). Für die Arbeiter der Metallwarenfabrik, Schiffbau usw. ist eine Lohnerhöhung von 6 S zustande gekommen. Der Spizenlohn beträgt 62 S.

Reichenbach. Für die Klempner ist durch Verhandlungen eine Lohnzulage von 10 S in der Spitze erreicht worden. Gültig bis 1. Oktober 1927. — Schleiden. In der Metallindustrie ist eine Erhöhung der Spizenlöhne um 4 S erreicht worden. Laufdauer bis 31. Dezember 1927. — Swinemünde. Für die Klempner, Installateure, Rohrleger und Heizungsmeister beträgt die erreichte Lohnerhöhung 6 S in der Spitze. Gültig bis 31. März 1928. — Stutigart (Bezirk). Für die Arbeiter in den Kraftwerken Württemberg-Hohenollern ist vor dem Schlichtungsausschuß eine Erhöhung der Löhne ab 10. April um 4 S und weitere 2 S ab 3. Oktober 1927 erzielt worden. Die Spizenlöhne betragen ab dann 94 S. — Wurg. Für die Arbeiter in der Industrie für Beleuchtungskörper ist eine Lohnerhöhung um 5 S in der Spitze ab 1. Mai und weitere 4 S ab 1. Oktober erreicht worden.

Die Rechte des Schwerkrankschädigten. Ein Schwerkrankschädigter, der ohne Zustimmung der Hauptfürsorgestelle für Schwerkrankschädigte entlassen war, hatte gegen diese Maßregelung das Gewerbegericht Berlin angetreten. Die belangte Firma hatte eingewandt, daß der Kläger bei seinem Eintritt keine Schwerkrankschädigten-Eigenschaft nachgewiesen habe und daß die Einstellung auch ohne Vermittlung der Fürsorgestelle erfolgt sei. Das Gewerbegericht kam unter Berücksichtigung dieser Tatsachen zur Abweisung der Klage. — In der Verurteilung vor der 8. Zivilkammer des Landgerichts I Berlin wurde dann die Firma zu 326 M. Entschädigung verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es: „daß nach § 13 des Schwerkrankschädigtengesetzes schließlich jedem Schwerkrankschädigten ohne Einschränkung der Kündigungsfrist zustehe. Der Kläger wäre nur dann des Kündigungsrechtes beraubt, wenn er bei der Einstellung seine Schwerkrankschädigten-Eigenschaft in arglistiger Weise verschwiegen habe.“ (311/27).

Ein unter dem Pseudonym stehender Regier beamtete Ehegattin. Als die Verhandlung beginnt, fragt der Richter: „Aus welchen Gründen wollen Sie geschieden sein?“ — „O, Herr Richter, meine Frau schwärmt und schwärmt und schwärmt solange, bis ich es nicht mehr aushalten kann.“ — „Was was schwärmt denn Ihre Frau?“ — „Ja, das jagt sie eben nie.“

Die Rirdorfer der Schwerindustrie

Was sie in Wirklichkeit denken und was sie sind

Den 80. Geburtstag des rheinisch-westfälischen Großindustriellen und unentwegten Scharfmachers Emil Rirdorf haben seine Standesgenossen, und nicht nur der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie, zu einer Guldigung benutzt, deren klarer Sinn durch die besondere Art der Ehrung nichts mehr oder weniger bejagt, daß die Großindustriellen mit den Anschauungen Emil Rirdorfs nach wie vor ganz übereinstimmen. „In sozialpolitischen Dingen war eben mit Rirdorf nicht zu rechnen... Das wirtschaftliche Verantwortungsgefühl machte es Rirdorf innerlich unmöglich, in die Leitung sich von irgend dritter Seite hineinreden zu lassen,“ schreibt die Kölnische Zeitung (Nr. 261) in ihrem Glückwunsche. Genau so denken und fühlen auch die andern Herren von Stahl und Kohle noch, und sie haben das deutlich und unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Da gibt es keine Abschwächungen und kein Wenn und Aber. Das wahre Sinnen und Trachten spiegeln die Worte des Generaldirektors Dr. Bögler, des Vorgesetzten der Vereinigten Stahlwerke, wieder:

„Das deutsche Volk könne nicht an inneren Schwierigkeiten zugrunde gehen. Kräfte, die unerschöpfbar und geheilig sind, die eines Tages wieder nach oben drängen werden, würden nach der Zeit der Not, des Kummers, der Arbeit und der Sorgen wieder wach werden, um auf den Meister zu warten, auf dessen Kommen wir alle hoffen. Wenn dieser Mann kommt, dann gebe ein gültiges Geschick, daß uns wieder Männer entstehen, wie Rirdorf, August Thyssen und Hugo Stinnes, die selbstlos für das Wohl des Ganzen gearbeitet hätten. Nicht die Masse, nur die führenden Persönlichkeiten hätten den Fortschritt gebracht, hätten unser deutsches Vaterland groß gemacht.“

Die bürgerliche Berliner Volkszeitung schreibt dazu sehr richtig:

„Das ist der wahre, unverfälschte Bögler, und die damals so viel Staub auswirbelnde Durchsuchung seiner Wohnung kann nach solchen Worten, nach solcher Sehnsucht nicht mehr ganz unverständlich bleiben. Diese Führer stehen dem neuen Staat innerlich fremd gegenüber und werden sich niemals zu ihm finden; sie werden mit ihnen paktieren, sie genau so wie sie diesen Staat ablehnen. Was für eine Selbstüberhebung spricht aus solcher Verachtung der Masse, deren gläubige Hingabe doch den Weltkrieg uns so lange führen ließ und deren Geduld Männer wie Bögler es überhaupt verdankt, daß man bisher sich ihre schmerzlichen Methoden nicht viel gründlicher verbatt. Das muß doch einmal angesichts solcher Sätze klipp und klar ausgesprochen werden. Was meint Herr Generaldirektor Dr. Bögler mit dem Meister? Das ist für jeden klar, der diesen Mann, der diese Leute kennt. Das republikanische Volk aber weiß, was von ihnen zu erwarten ist.“

Zu der selbstgezüglichen Überhöhung ihrer eigenen Fähigkeiten und der grenzenlosen, nicht zu überbietenden Verachtung der arbeitenden Masse sollen noch die Worte eines bürgerlichen Wissenschaftlers angeführt werden. Professor Dr. Waldemar Meißner schreibt in einer solchen herausgegebenen Schrift „Moderne Arbeiterpolitik“ über den Anteil des Arbeiters an den wirtschaftlichen Gütern:

... Von Unternehmerseite wird zur Geldentziehung ihrer An-

sprüche gern ins Feld geführt, daß die erzielte Erhöhung ihres Betrages „allein“ auf ihre Fähigkeiten zurückzuführen sei. Dabei wird außer acht gelassen, daß die Bezüge zum Teil durch Faktoren bestimmt werden, die sich außerhalb der Willensbestimmung und der Fähigkeiten des Unternehmers befinden. Es sei an die wirtschaftliche Konstellation mit all ihren Einwirkungen und Folgen erinnert, an kulturpolitische Einwirkungen, die durch gute Schul- und Hochschulbildung ausgelöst werden, an die segensreichsten Folgen hochstehender und intakter Verwaltung, objektiver Rechtspflege, an das sittliche Niveau (Stand) der Bevölkerung und an vieles andere.

Nicht einmal die Differentialrente, die in den verschiedenen Verbänden gleichgearteter Unternehmungen zum Ausdruck kommt, ist allein auf die Lückigkeit, Umsicht und Laistkraft des einzelnen Unternehmers zu setzen. Oft wirkt die Gunst der geographischen Lage mit, wie zum Beispiel vorteilhafte Lage zu guten Roh-, Hilfs-, Verarbeitung-, Gieß- und Abzweigmächten.

Die Bezüge der wirtschaftsführenden Personen sind also keineswegs allein das Ergebnis eigener Leistungen; ihre Verringerung ebensowenig eine Wegnahme desjenigen, was ihnen billigerweise zufallen müßte. Die Höhe dieser Bezüge beruht weit mehr auf einem traditionellen Machtmoment. Das wird man insbesondere für die Gegenwart und für kommende Zeiten im Auge behalten müssen. Es wird zu den schwierigsten Aufgaben gehören, die Widerstände zu überwinden, die sich gegen eine Revidierung des Ertragsanteiles dieser wirtschaftsführenden Personen geltend machen. Denn den gegebenen Verteilungsmodus sieht man in seinem Grundprinzipien als etwas Selbstverständliches an. Die Zeit hat ihn gleichsam sanktioniert. Aber diese Sanktion darf zu keinem Hindernis dafür werden, daß des Arbeiters Anteil zunächst die Höhe der maximalen Abgabefähigkeit der Wirtschaft erreicht.

Vor längerer Zeit hat bereits Professor Dr. Schmalenbach in Nr. 940 der b. d. h. a. ebenfalls ein Urteil über die deutschen Wirtschaftsführer gefällt, das die Herren veranlassen sollte, nicht allzu selbstgefällig zu sein. In der Kölnischen Zeitung (24. Dezember 1926) schreibt Prof. Dr.-Ing. Vormfelde:

„Wenn daher Professor Dr. Schmalenbach in Nr. 940 der Kölnischen Zeitung vor einigen Tagen schreibt, sehr viele Leute hätten von der Einsicht der führenden deutschen Wirtschaftskreise nicht mehr ganz die Überzeugung, die sie früher einmal besetzt hätte, so muß man ihm wirklich recht geben. Es ist geradezu erstaunlich, wenn wir früher eine große Anzahl von Industrie- und Wirtschaftsführern aufzählen konnten, so sind diese heute heimatlos wie ausgestorben. Man hat den Eindruck, daß sie ihre Aufgabe nur darin sehen, ihre gefährdete Position so lange zu halten, wie es geht, und nicht den Mut und die Selbstsücht zur Einordnung in große wirtschaftliche Notwendigkeiten haben.“

Die Arbeiter sollten aber daraus die Lehre ziehen, daß diese Männer nicht im Traume an ein gleichberechtigtes Zusammenarbeiten mit den Arbeitern denken. Wer die Masse verachtet, kann nicht den Einzelnen lieben, aus denen sich ja die für sie in Frage kommende Masse zusammensetzt. Diese Männer können es einfach nicht über sich bringen, in dem Arbeiter den ihm gleichberechtigten Menschen zu erkennen. Die Gleichberechtigung und die Anerkennung dieser Männer kann sich die Arbeiterklasse nur durch harten Kampf erringen. L. Utius.

Die Wohltäterei des Dinta

Man schreibt uns aus Gelsenkirchen: Die Vereinigten Stahlwerke A.-G. Schaller Verein in Gelsenkirchen ist das erste Werk, bei dem Arnholt, der Vater des Dinta, seine Pläne in die Tat umsetzt. Das Altkamerat, mit dem doch so sehr viel Respekt gemacht und als eine wirkliche Wohltätigkeit angesehen wird, was mir die Veranlassung zur Niederschrift dieser Zeilen gibt.

Die alten Arbeiter des Werkes wurden mit großem Lamtam in die Fürsorge genommen. Aus den Betrieben, wo sie eine geregelte, ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeit hatten, wurden sie herausgeholt und dann vom Alterswert aus wieder zu einem sehr erheblichen Teil im Werk, mitunter im Freier beschäftigt. Was das für die alten Leute bedeutet, ist leicht zu ermessen. Doch jetzt, drei Jahre nach der Gründung des Alterswertes, sehen die Unternehmer ein, daß auch durch Berufsbildung an den alten Leuten nicht mehr viel zu verdienen ist. Was soll man nun tun? Die alten Leute auf die Straße setzen? Aber dadurch könnte die Wohlfahrt, dieses schöne Mantelchen, zerfallen und die ganze nackte Proletier öffentlich bekannt werden. Also macht man etwas, das nicht so rücksichtslos erscheint. Worin dieses etwas besteht, geht aus dem Schreiben hervor, das 40 der ältesten Leute des Alterswertes erhalten haben. Der Brief lautet etwa so:

An Herrn Johannes Z.

Arbeitsmangel zwingt uns zu Einschränkungsmaßnahmen, von denen auch Sie betroffen werden. In Anbetracht Ihres Alters haben wir ab 1. Mai für Sie folgende Arbeitszeit festgelegt: Von 8 Uhr vormittags bis 12 Uhr mittags. Auch diese neue verkürzte Arbeitszeit ist pünktlich einzuhalten. Für diese Arbeitsleistung werden wir Ihnen den uns vom Hauptwerk gewährten Zuschuß von 30 M pro Monat vergüten.

Alters- und Invalidenwert G. m. b. H.: Arnholt.

Man brauchte dem eigentlich nichts hinzuzufügen. Allein, vor mir sehe ich einen weißhaarigen Mann. Größe Bestornis schaut aus seinen Augen. Er hat 50 lange Jahre der schwersten Arbeit bei dem Schaller Verein hinter sich. 50 Jahre geschafft für ein und dieselben Kapitalisten. Vor dem Hochföten, dort, wo das flüssige Eisen in die Sandrinnen zum Erkalten fließt. Dort hat er bei Wind und Wetter, bei Hitze und Kälte, Sonntags und Alltags und auch jeden Feiertag gehnagt. 18 250 Tage hat er sich das Mark um das Prosties willen aus den Knochen saugen lassen. Nun ist er alt und fleiß und hat nichts zum Leben, daß er heute noch lebt, ist ein Wunder. So ist es ihm noch vergönnt, den Wohlfahtsbrief des Dinta in Empfang zu nehmen und darüber folgende Betrachtung anzustellen:

Der Tariflohn beträgt 59 M die Stunde. Ziehe ich gemäß dem Rahmenarif für Minderleistung 15 M ab, dann bleiben immer noch 44 M die Stunde. 50 M mal 4 Stunden ist 2 M den Tag oder 58 M im Monat. 30 M aber wollen sie mir laut Brief bloß noch bezahlen. Wie kommen die Dinta-Wohltäter dazu, mir und meinen alten Kameraden 28 M im Monat vorzuenthalten? Etwas arg plump. Sonderberechtigung an den schon längst nach Erlich und Faben ausgegammelten Arbeitern! So, das ist also die Dinta-Wohltäterei. Der dreifache Stumm war doch ein elender Stümper!

Auch bei dieser Gelegenheit sei der Ruf an den Vorstand gerichtet: Sorgt, daß die Altersversicherung in unserem Verbands bald eingeführt wird! Soll es den Veteranen des Verbandes auch so gehen, wie meinem alten Kameraden? Gänsehaut entiacht der Gedanke, daß es mir, wenn ich 40 oder 45 Jahre für die Gesellschaft geschont habe, auch so gehen sollte. Von der bürgerlichen Klasse haben wir nichts zu erwarten. Also schützen wir uns selbst. Das ist der beste und sicherste Schutz. Also, Vorstand, sei eingebend deiner Pflicht!

Kammergericht hält den Preis hoch

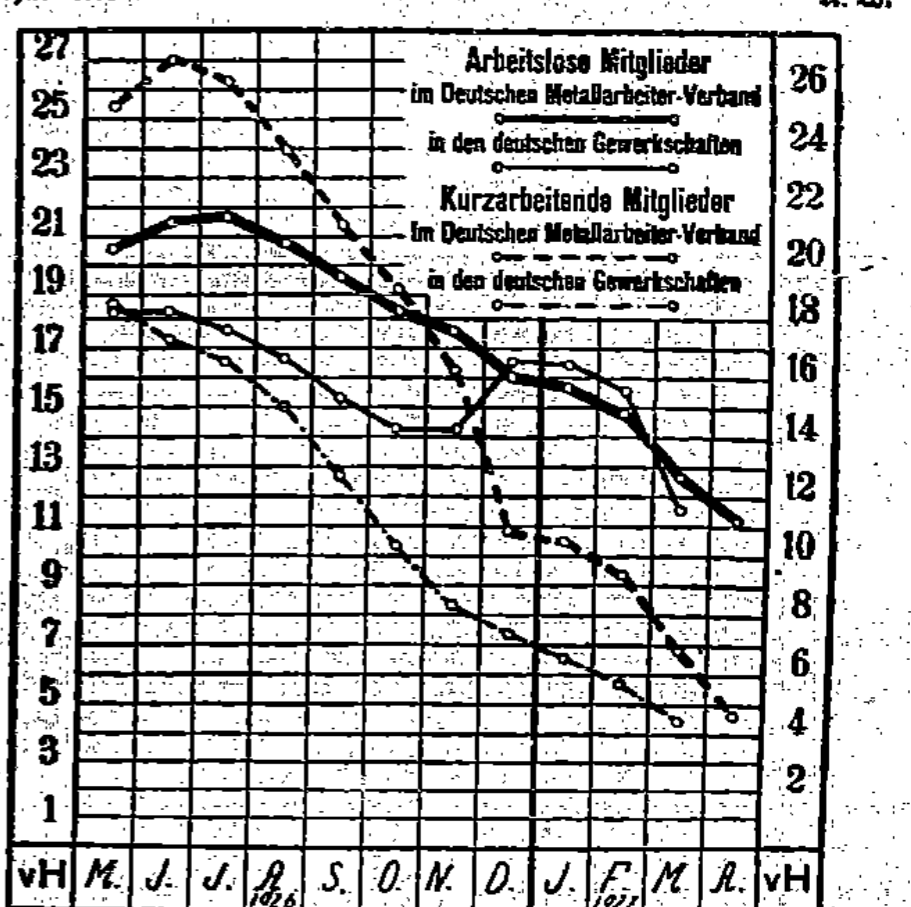
Bekanntlich genießen die Markenartikel einen besonderen Schutz. Die Preise werden vom Fabrikanten bis zum letzten Verkäufer festgesetzt. In Berlin hatte neuerdings ein Geschäftsmann von dem Vorgänger seines Geschäftes eine Portion Haarwasser mit übernommen. Weil er sonst Leber- und Galanteriewaren führte, wurde das übernommene Haarwasser unter den sonst üblichen Preisen abgesetzt. Der Fabrikant des Haarwassers erwarb eine einstweilige Verfügung und das Kammergericht bestätigte diese, da Markenartikel auch unter solchen Umständen geschützt werden müßten. In der Entscheidung des Gerichts heißt es unter anderem: „Wenn nun auch Erwerb von Waren aus Konkurrenz- und Liquidationsmaßgaben an Markenpreisen nicht gebunden sein, weil dies auch bei Konkurrenzverwaltern und Gerichtsbevollmächtigten nicht der Fall ist, so sei dies doch bei freiwirtschaftlichen Veräußerungen anders. Auch Kammschwarz dürfe im Kleinhandel nicht unter dem festgesetzten Preis feilgehalten werden.“ Das Berliner Kammergericht ist also der Meinung, daß die Preise der Markenartikel unter allen Umständen hochgehalten werden müssen. Über solche Art Schutz durch die Gerichte wird der Mann aus dem Wolke kein Verständnis besitzen. Wo bleibt denn da das freie Spiel der Kräfte?

Arbeitslage in der Metallindustrie

Die im Juli 1926 einkehrende Abnahme der arbeitslosen und kurzarbeitenden Mitglieder unseres Verbandes kam im Januar 1927 fast zum Stillstand. Im Februar trat eine stärkere Abnahme der arbeitslosen und kurzarbeitenden Mitglieder ein. Dieser Rückgang hielt in den Monaten März und April an. Im April verminderte sich die Zahl der arbeitslosen Mitglieder um 1,7 vH, die der kurzarbeitenden Mitglieder um 2,3 vH. Stellt man die Zahlen von 1926 denen von 1927 gegenüber, so ergeben sich folgende Hundertsätze:

	Arbeitslose		Kurzarbeitende		Zusammen
	1926	1927	1926	1927	
Januar	18,9	15,7	82,8	10,5	51,7 26,2
Februar	20,4	14,9	29,5	9,2	49,3 24,1
März	21,1	12,8	26,2	6,9	60,3 29,7
April	19,7	11,1	25,7	4,6	45,4 18,7

Der Verlauf der Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit im Deutschen Metallarbeiter-Verband und in den deutschen Gewerkschaften zeigt das Schaubild.



Streik in der Hanauer Silberindustrie

Die hanauer Silberarbeiter sehen seit dem 21. April im Streik. Was sind die Ursachen des Kampfes? Unsere Ortsverwaltung hatte am 12. Februar auf Grund der verteuerten Lebenshaltung auf die letzterigen Spitzenlöhne eine Erhöhung von 15 M die Stunde geordert. Gleichzeitig reichte sie eine Regelung des Mantelvertrages ein und beantragte, daß den Arbeitern wieder der ihnen nach dem Mantelvertrag zugehörige Urlaub von 10 Tagen (im vergangenen Jahr hatten die Unternehmer nur die Hälfte gegeben) gewährt wird.

Die Arbeitgeber lehnten jedes Entgegenkommen ab. Der Schlichtungsausschuß fällt dann zwei Schiedssprüche, einen, der eine Erhöhung der Tariflöhne um 6 M vorschlag; der andere über die Regelung des Mantelvertrages lautete: Den vollen Urlaub erhalten nur diejenigen Arbeiter, die mindestens 200 Stunden im Jahr beschäftigt waren.

Mit Rücksicht auf die schlechte Entlohnung und weil die Unternehmer die 6 M Erhöhung trotz allgemein verteuerten Lebenshaltung nur auf die Tariflöhne gewähren wollten sowie mit Rücksicht auf den vom frankfurter Schlichtungsausschuß gefällten Schiedspruch, betr. Regelung des Urlaubs für die gesamte Metallindustrie im Bezirk Frankfurt, lehnte die Arbeiterschaft der Edelmetallindustrie die beiden Schiedssprüche ab. Bei den hierauf vor dem Schlichter stattgefundenen Verhandlungen kam nach mehrstündiger Aussprache folgender Vorschlag zustande: Die Spitzenlöhne (Stilklöhne) werden um 7 M erhöht. Den vollen Urlaub erhält, wer mindestens 200 Stunden im Jahr beschäftigt gewesen, alle Arbeiter über 20 Jahre erhalten jedoch 6 Tage Mindesturlaub.“

Nach Lage der Dinge und um keine Verschärfung herbeizuführen, waren die Arbeitervertreter trotz schwerster Bedenken bereit, den Vorschlag anzunehmen. Die Unternehmer lehnten ab, zahlten aber am kommenden Jahrtag in der Jugendgruppe bis zu 13 M und in der Kerngruppe bis zu 7 M die Stunde mehr aus. Die Fabrikanten der Silberindustrie aber zogen den Arbeitern an den Leistungsanlagen bis zu 6 M die Stunde ab. Darauf reichten wir in allen Betrieben der Silberindustrie ordnungsgemäß die Kündigung ein. Die Fabrikanten machten einen Anschlag, daß sie die Kündigung durch den Metallarbeiter-Verband nicht anerkennen. Darauf beschloßen die Arbeiter in geheimster Abstimmung einmütig, die Arbeit sofort niederzulegen. Das erfolgte einstimmig. Am 23. April berief der Schlichter eine Sitzung zur Vermittlung ein. Gleich zu Beginn erklärte der Geschäftsführer Neumann im Auftrag des Arbeitgeberverbandes: „Wenn die Arbeiter darauf bestünden, daß die 7 M auf die Spitzenlöhne bezahlt werden sollten, dann könnten sie streiken bis Weihnachten.“ Ein anderer Arbeitervertreter sagte zu einem Kollegen der Verhandlungskommission, als er darauf hinwies, daß doch in anderen Berufsgruppen die geforderte Erhöhung der Löhne bezahlt worden sei: „Wenn andere verrückt sind, brauche ich noch lange nicht verrückt zu sein.“

Alle Versuche, den Lohnstreik durch Verhandlungen herbeizuführen, sind bis jetzt gescheitert. Die Unternehmer haben in allen Betrieben der Edelmetallindustrie die Aussperrung für den 19. Mai angeordnet. Es ist damit zu rechnen, daß die Aussperrung in Kraft tritt. In der Versammlung der Gold- und Silberarbeiter am 9. Mai wurde nach stehende Entschließung einstimmig angenommen:

„Die Versammlung erkläre in der von dem Arbeitgeberverband der Edelmetallindustrie angeordneten Aussperrung eine jener schmerzhaften Maßnahmen, die letzten Endes die Schuld an dem Streik der Silberarbeiter trägt... Die Versammlung erklärt sich mit den Maßnahmen der Verbandsleitung, die sie zur Wahrung der Interessen der Silberarbeiter getroffen hat, einverstanden und ist überzeugt, daß die Schuld an der gegenwärtigen Situation diejenigen Vertreter des Arbeitgeberverbandes trifft, die von vornherein auf dem Kollisionsstandpunkt gestanden haben, trotz verteuerten Lebenshaltung keinen Ausgleich durch eine Erhöhung der Löhne zu schaffen. Die Arbeiterschaft ist jedoch jederzeit bereit, die Arbeit aufzunehmen, wenn die Arbeitgeber ihren Kollisionsstandpunkt aufgeben und den Silberarbeitern eine bestimmte Zulage in der Lohnhöhung machen.“

Mißstände in der Gießerei der Deutschen Werke Kiel

Die Arbeitsverhältnisse in der Gießerei des Werkes Friedrichsort konnten früher als angemessen bezeichnet werden. Dieses Urteil muß jedoch jetzt in das Gegenteil verkehrt werden. Die Arbeitslosigkeit der letzten Jahre hat offenbar die lebenden Personen dazu verführt, die Arbeitsverhältnisse dieser Abteilung systematisch zu verschlechtern. Dieses trifft besonders auf den jetzigen Betriebsleiter Gledatsch zu. Der Mann war noch vor wenigen Jahren selbst Former und hat sich ziemlich radikal benommen. Nun, da er den Posten eines Betriebsleiters bekleidet, sind die Arbeitsverhältnisse der Gießerei des Werkes Friedrichsort mit die schlechtesten von Kiel geworden.

Ein besonderes Kapitel können die von auswärts zugereisten Former erzählen. Obwohl in Kiel noch arbeitslose Former vorhanden sind, verjagt das Werk, aus anderen Orten Former zu holen. Die Kollegen sind an eine vernünftige Arbeitsweise gewöhnt, hier in Friedrichsort aber müssen sie trübe Erfahrungen machen. Zu welcher Blüten die Einstellung auswärtiger Arbeitskräfte führt, möge folgende Fall darun: Ein Arbeiter wird auf den Deutschen Werken, Werk Kiel, entlassen. Er fährt dann nach Berlin und meldet sich dort beim Arbeitsnachweis Expedienten. Er erhält den Auftrag, sofort wieder nach Kiel zurückzufahren, um bei den Deutschen Werken, Werk Friedrichsort, in Arbeit zu treten.

Nicht unermüht möchten wir folgenden Fall lassen: Ein Former aus Mitteldeutschland kommt auf den Ruf des Werkes nach Kiel, um in der Gießerei des Reichswerkes Friedrichsort zu arbeiten. Schon in den ersten Tagen sieht er, daß er trotz angestrenzter Arbeitsleistung kaum seinen Lohn verdienen kann. Nach wenigen Tagen wird er entlassen, angeblich, weil er den Anforderungen des Werkes nicht gewachsen sei, obwohl der Entlassene ein Zeugnis vorlegen konnte, daß er über 16 Jahre in einer der führenden Maschinenfabriken Mitteldeutschlands beschäftigt war und nur wegen Stilllegung des Werkes und Verlegung der Fabrikation entlassen wurde.

Derselbe Betriebsleiter nämlich, der sich nicht genug tun kann, die ihm unterstellten Arbeiter als „Murrer“, „Pöpsler“ usw. zu titulieren, ist leider nicht ganz fehlerfrei. Seine Leistungsfähigkeit als Betriebsleiter läßt manches zu wünschen übrig, denn sonst hätte er nicht Anfang April eine Metallpumpe Ausschuß gegossen, weil er das dazu benötigte Material völlig falsch berechnet und es zur Vervollendung der Arbeit nicht reichte. Wenn man also selbst nicht ganz fahllässig ist, sollte man sich hüten, anderen Leuten, die noch gar nicht zur Entfaltung ihrer Arbeitskraft gekommen sind, zu sagen, daß sie den Anforderungen des Werkes nicht gewachsen seien. Aus einer ganzen Reihe von Fällen läßt sich sehr leicht berechnen, welcher Schaden der Firma schon durch das Wirken des Herrn Gledatsch entstanden ist. Es ist wiederholt vorgekommen, daß der durch falsche Anordnungen herbeigeführte Ausschuß möglichst lang- und langlos beseitigt worden ist. Es ist ein Former, wird er als undrauhbarer Arbeiter bezeichnet, hat aber ein Betriebsleiter Pech.

Das Hauptübel der Mißstände des Werkes liegt in der Kalkulation. Eine ganze Reihe Beispiele der letzten Zeit, von den besten Formern bemerkt, zeigen, daß mit den von der Kalkulation berechneten Preisen nichts zu verdienen ist. Es kommt hinzu, daß der Betriebsleiter Gledatsch entgegen der Praxis anderer Gießereien von den Formern Nebenarbeiten verlangt. So wird verlangt, daß Kästen verbaut, Wiedelstand geholt, Kästen auf- und abgeladen werden. Auch an den Mittelmotoren, wo bei jedem Guß 30 bis 40 Kästen zusammengebaut werden, wird von den Formern verlangt, daß sie die Kerne holen, was allein einige Stunden ausmacht. Diese Arbeiten sind nicht mit in der Kalkulation einbezogen. Die Folge dieses Zustandes ist ein fortwährendes Hin- und Herlaufen und deshalb auch von den wichtigsten Arbeitern kaum der Stundenlohn verdient werden kann.

Neuerungen der Invalidenversicherung

Der Reichstag hat nach fast endlosen Beratungen doch noch vor den Osterferien die Änderungen in der Invalidenversicherung beschlossen. Das Ergebnis der langwierigen Beratungen kann allerdings nicht befriedigen. Das Los der Invalidenrentner ist zwar etwas leichter geworden; die Leistungen stehen aber noch immer in keinem Verhältnis zu den Lebenshaltungskosten.

Die Forderung der Sozialdemokratie, den Reichszuschuß und den Grundbetrag zu erhöhen, wurde abgelehnt. Der Grundbetrag ist jetzt 14 M und der Reichszuschuß 6 M monatlich, so daß die Rente 20 M beträgt. Die Sozialdemokratie hatte weiter gefordert, daß die Hinterbliebenen von Versicherten, die bereits vor dem 1. Januar 1912 verstorben oder invalide geworden waren, Anspruch auf Hinterbliebenenrente haben sollen.

Abgelehnt wurden ferner der sozialdemokratische Antrag, Witwenrente allen Witwen, also auch den nicht invaliden Witwen, zu gewähren, und der Zusatzantrag, den nicht invaliden Witwen wenigstens die halbe Witwenrente zu geben. Dagegen wurde die Bestimmung aufgenommen, daß 60jährige Witwen auf Antrag ohne weiteres Witwenrente erhalten, was bisher nur der Fall war, wenn sie selbst invalide waren.

Die entlassenen Wehrlosen der Neuregelung von fast 200 Millionen Mark werden in der Weise aufgebracht, daß das Reich rund 125 Millionen trägt und durch Beitragserhöhung 75 Millionen jährlich die Kosten für die von ihnen verlangten höheren Rentenleistungen, vor allem für die Erhöhung des Grundbetrages, durch Erhöhung der Beiträge aufgebracht wissen.

Die entlassenen Wehrlosen der Neuregelung von fast 200 Millionen Mark werden in der Weise aufgebracht, daß das Reich rund 125 Millionen trägt und durch Beitragserhöhung 75 Millionen jährlich die Kosten für die von ihnen verlangten höheren Rentenleistungen, vor allem für die Erhöhung des Grundbetrages, durch Erhöhung der Beiträge aufgebracht wissen.

Der Reichstag hat folgende Regelung der Lohnklassen und Beiträge durchgesetzt: Lohnklasse I (bis wöchentlich 6 M) 30 % Beitrag; II (bis 12 M) 60 %; III (bis 18 M) 90 %; IV (bis 24 M) 120 %; V (bis 30 M) 150 %; VI (bis 36 M) 180 % und VII (über 36 M) 200 %.

Anträge auf Gewährung der Invalidenrente bei Vollendung des 60. statt des 65. Lebensjahres — die Kommunisten verlangten sogar das 50. Lebensjahr — wurden auch von den Sozialdemokraten abgelehnt. Die Herabsetzung der Altersgrenze auf das 60. Lebensjahr würde sofort etwa 1 Million neuer Rentempfänger bringen und eine sofortige Mehrausgabe von jährlich 270 Millionen Mark bedingen.

Schriftenschau

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Regelung der Arbeitszeit nach dem Gesetz vom 14. April 1927 (Arbeitszeit-Notgesetz). Erläutert von Geh. Regierungsrat Dr. Fr. Syrup, Präsident der Reichsarbeitsverwaltung. Ganzleinenband 4,50 M. Verlag von Neimar Hobbing in Berlin SW 61, Grobberrenstr. 17.

Die Wohnungsfrage und die Bedeutung der sozialen Baubetriebe. Von Karl Hermann (Minister a. D.), Bezirksleiter des Verbandes sozialer Baubetriebe. Herausgegeben vom Verband sozialer Baubetriebe e. V. Berlin 1927. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes e. V. Berlin S 14, Fintelstr. 6. Preis 50 S.

Das Werkzeug. Fachblatt für Werkzeugmacher und Feinmechaniker. Erscheint monatlich. Preis im Vierteljahr 2,25 M. Verlag Koenig & Co., G. m. b. H., vorm. Carl Köhler, Berlin W 35, Arkonstr. 2.

Allgemeine Kranken- und Sterbefasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20.

Table with 2 columns: Einnahmen and Ausgaben. Rows for Krankenkasse and Sterbefasse for April 1927.

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiter-Krankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphenadresse: Metallvorstand Stuttgart. Telefon-Nummern: S-A. 628 41, S-A. 628 42, S-A. 639 90.

Mit Sonntag dem 22. Mai ist der 22. Wochenbeitrag für die Zeit vom 22. bis 28. Mai 1927 fällig.

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Table with 4 columns: Verwaltung, Für Mitglieder der Beitragsklasse, Beginn der Beitragserhebung.

Die Nichtbezahlung dieser Extrabeiträge hat Entziehung statutartlicher Rechte zur Folge.

Aufforderung zur Rechtfertigung

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen.

Der Schlosser Herbert Fiedler, geb. am 21. Oktober 1904 in Freiberg i. S., Mitgliedsbuch-Nr. 4981480, wegen Unregelmäßigkeiten in seinem Mitgliedsbuch.

Stuttgart, Höttestraße 16. Der Vorstandsvorsitzende

Zur Beachtung! • Zugang ist fernzuhalten:

von Walzenbrechern nach Witten i. W. (Wittener Gußstahlwerk) St. U = Lohnbewegung; D = Differenzen; v St = Streit in Sicht; St = Streit; R = Maßregelung; W = Wirtshände; A = Aussperrung.

Advertisement for Meinel & Herold, Musikinstrumente, Sprechapparat, Klängenhal Nr. 270. Includes images of a gramophone and a record.

Advertisement for a bicycle, 'STAGE ZUR Einsicht Modell 1927'. Includes an image of the bicycle.

Advertisement for 'Arbeitsgerichtsgesetz' (Labor Court Law) by Max Dörfler.

Advertisement for 'BIOX' toothpaste, 'DIE SAUERSTOFF-ZAHNPASTA BIOX ULTRA STARK SCHAUMEND'.

Advertisement for 'Erstklassige Fahrräder' (First-class bicycles) with a price of M 39.50 and weekly rate of M 2.50.

Advertisement for 'OPEL' cars, 'SHERLOCK-GES. m.B.H. BERLIN N 76'.

Advertisement for 'Mifera' bicycle, 'Mifera Das Qualitäts-Fahrrad'.

Advertisement for 'Mifera' bicycle, 'Mifera Das Qualitäts-Fahrrad'.

Advertisement for 'Achtung Radiofreunde!' (Attention radio friends!) featuring 'N&K' products.